

FRÖSI
2/87
PIONIER-
MAGAZIN
FÜR MÄDCHEN
UND JUNGEN
DER DDR
PREIS 0,70 M
ISSN 0323-8806

Pankower Timurtraube

Inzwischen sind sie so etwas wie unzertrennlich, jene drei Berliner Timurpaare in Pankow: Ilka und Diana, Kerstin und Kerstin, Melanie und Anita. Sechs Timurmädchen, die sich unbedingt noch Timurjungen wünschen. Aktive Pioniere, die fest zusammenhalten. Nicht zuletzt deshalb nannten sie ihren Trupp die „Pankower Timurtraube". Die Mädchen gehen alle gemeinsam in die 5. Klasse der Berliner Johannes-R.-Becher-Oberschule. Einen guten Namen hat sie, die „Pankower Timurtraube", der nicht nur lieblich in den Ohren klingt. „Zum Helfen – Immer bereit!" – dieses Motto haben sie sich zur Aufgabe gemacht. Es steht groß und breit auf ihrer Spezialtimurfahne über einer großen, prallen Traube und den zwei darunter gekreuzten Spaten. Eine Miniaturausgabe davon trägt jeder an Jacke oder Bluse als besonderes äußeres Kennzeichen, und wo sie ihre Fahne aufpflanzen, weiß jeder: Hier hilft Kerstin und ihr Trupp.

Timurtrauben-spezialitäten

Die Timurs um Kerstin sind nicht nur aufmerksam und hilfsbereit, sondern auch jederzeit gut für eine Überraschung. Überraschungen sind eingeplant und so mancher Blumenstrauß wurde schon von ihnen, wie von Geisterhand, bewegt. Auch die Omas, bei denen sie vor allem dienstags und freitags ein- und ausgehen, singen gern ein Liedchen davon. Lediglich hinter die Glückssträhne beim „Trauben-Mau-Mau" sind sie bis heute noch nicht gekommen. Warum immer sie und niemals die Pioniere gewinnen, das bleibt Kerstins und Timurtraubengeheimnis mit höchster Geheimhaltungsstufe. Im Kartenspielen allein jedoch sehen die Pioniere niemals ihre Hauptaufgabe. Es ist eher eine der zahlreichen kleinen Freundlichkeiten nebenbei. Die Pioniere haben gelernt, die vielen kleinen Wünsche ihrer Paten von den Augen abzulesen. In erster Linie aber holen sie die Kohlen, bringen den Mülleimer runter, wischen Staub und gehen vor allem einkaufen. Weil sie schon immer sehnsüchtig von Frau Nitschke, Frau Schöppe, Frau Fettinger und Frau Kraus erwartet werden, verschnaufen sie nur kurz und legen los. Niemand und nichts kann sie von einmal übernommenen Aufträgen abbringen, schon gar nicht die bellende Hundemeute vor der Kaufhalle. Timurs wie Diana und Ilka überwinden ihre Angst und verlieren vor allem niemals ihren Auftrag aus den Augen. Vor allem belohnen sie sich nie selbst mit Süßigkeiten außer der Reihe, und Geld für ihre Hilfe nehmen, ist gegen ihre Timurehre. Das haben sie sich geschworen. Kerstin weiß, daß sie sich diesbezüglich auf jeden einzelnen verlassen kann. Sie führt außerdem groß Buch über die vielen kleinen



Einsätze im Wohngebiet, lobt und tadelt zuweilen, wenn einer seine Unterschrift vergessen hat. Entleerte Mülleimer, gestapelte Kohlenvorräte oder erledigte Einkäufe werden im Tagebuch der Timurhelfer ordnungsgemäß mit Unterschrift erfaßt.

Timurtraubenpost

Nach ihren Einsätzen treffen sie sich oft im dichten Unterholz der Büsche neben der Schwimmhalle zur heimlichen Besprechung und planen von hier aus ihre nächsten Aktionen, denn nicht nur für die älteren Bürger fühlen sie sich verantwortlich. Sie werfen ständig ein Auge auf den gegenüberliegenden Spielplatz, ein anderes auf die lieben Kleinen, die über die belebten Straßen wollen. Seit kurzem bieten sie ihre aktive Hilfe über einen Timurbriefkasten an der Straßenbahnhaltestelle an und müssen ihn schon regelmäßig leeren. Für wen sie trotzdem unsichtbar bleiben, der sollte kurzerhand zum Telefon greifen, denn Kerstin und ihr Trupp ist immer am, in jedem Fall aber auf Draht.

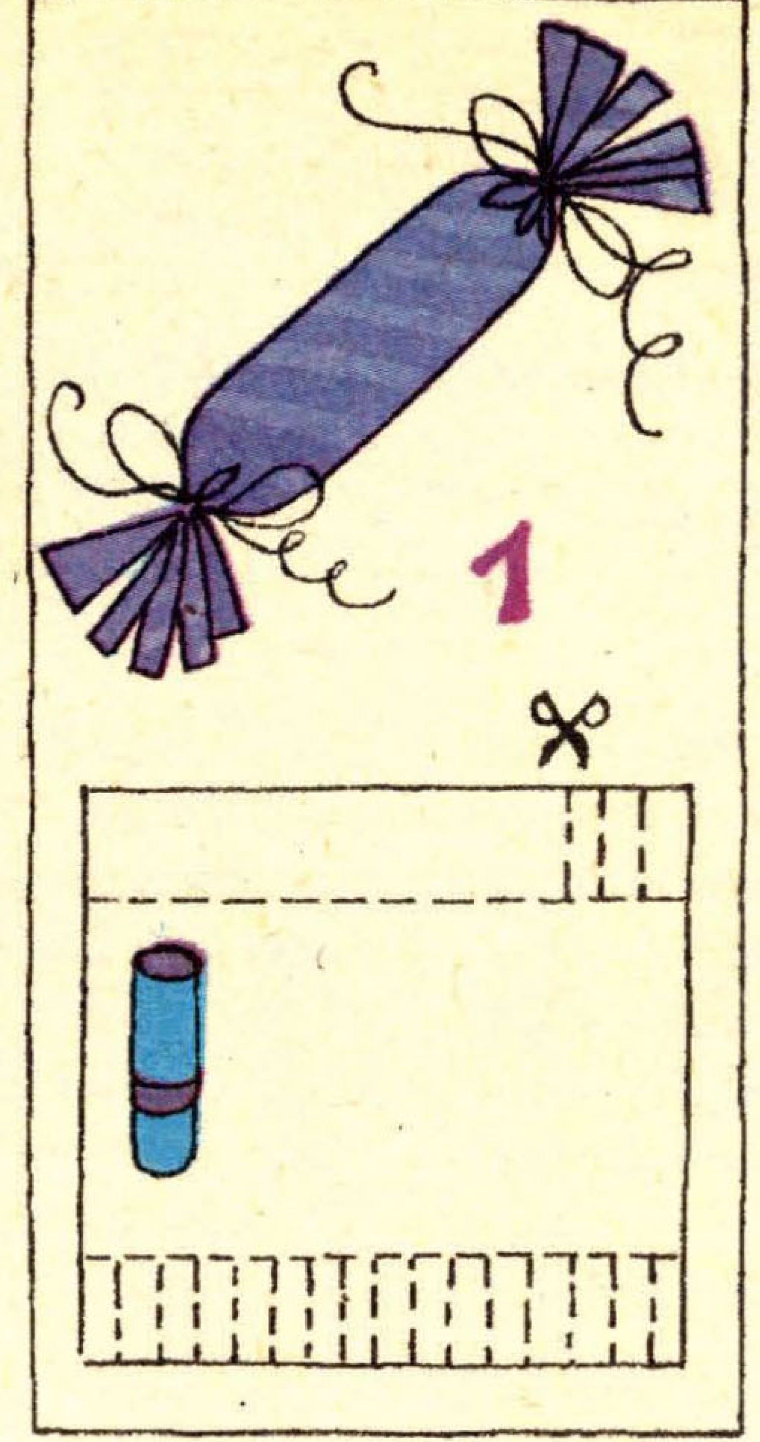
Ralf Kegel

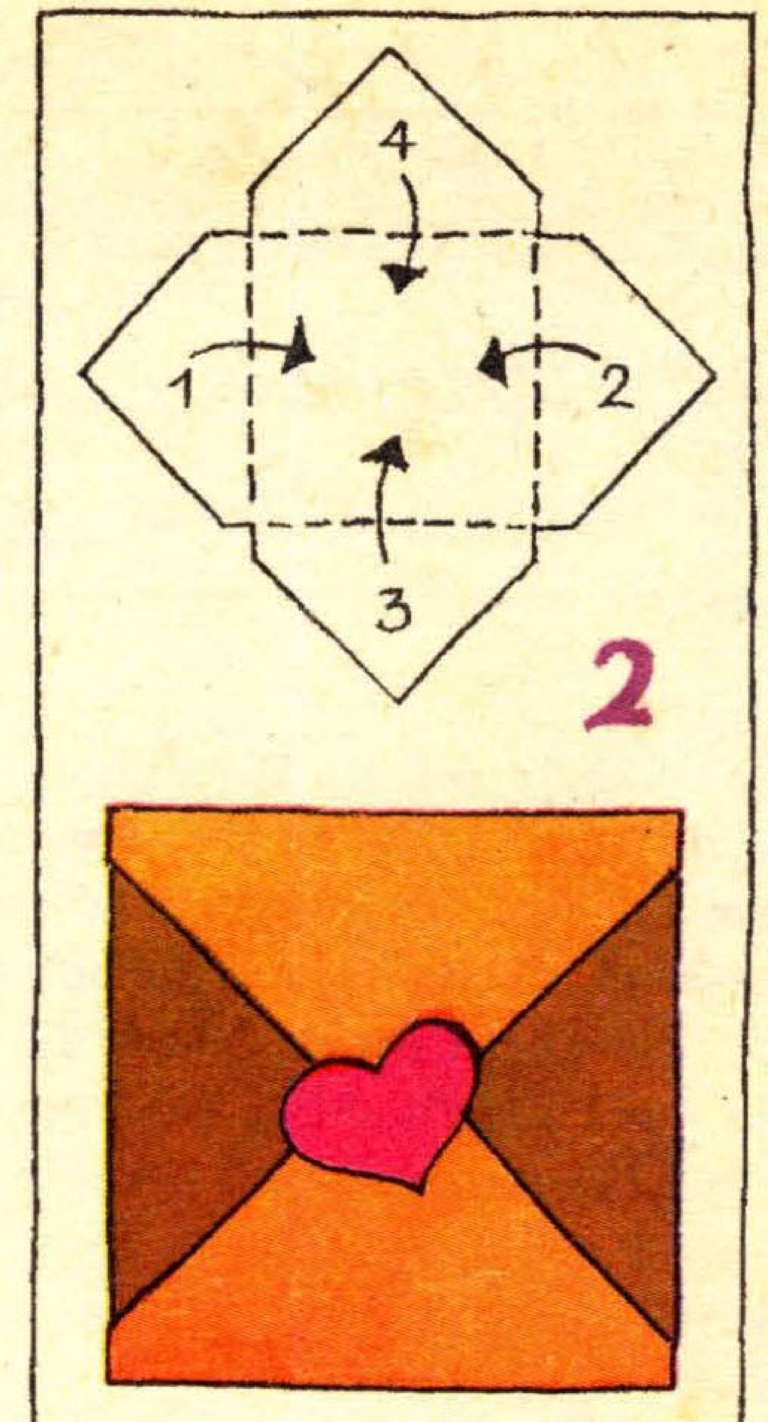
Fotos: Urszula Porebska
Zeichnung: Ingrid Böttcher

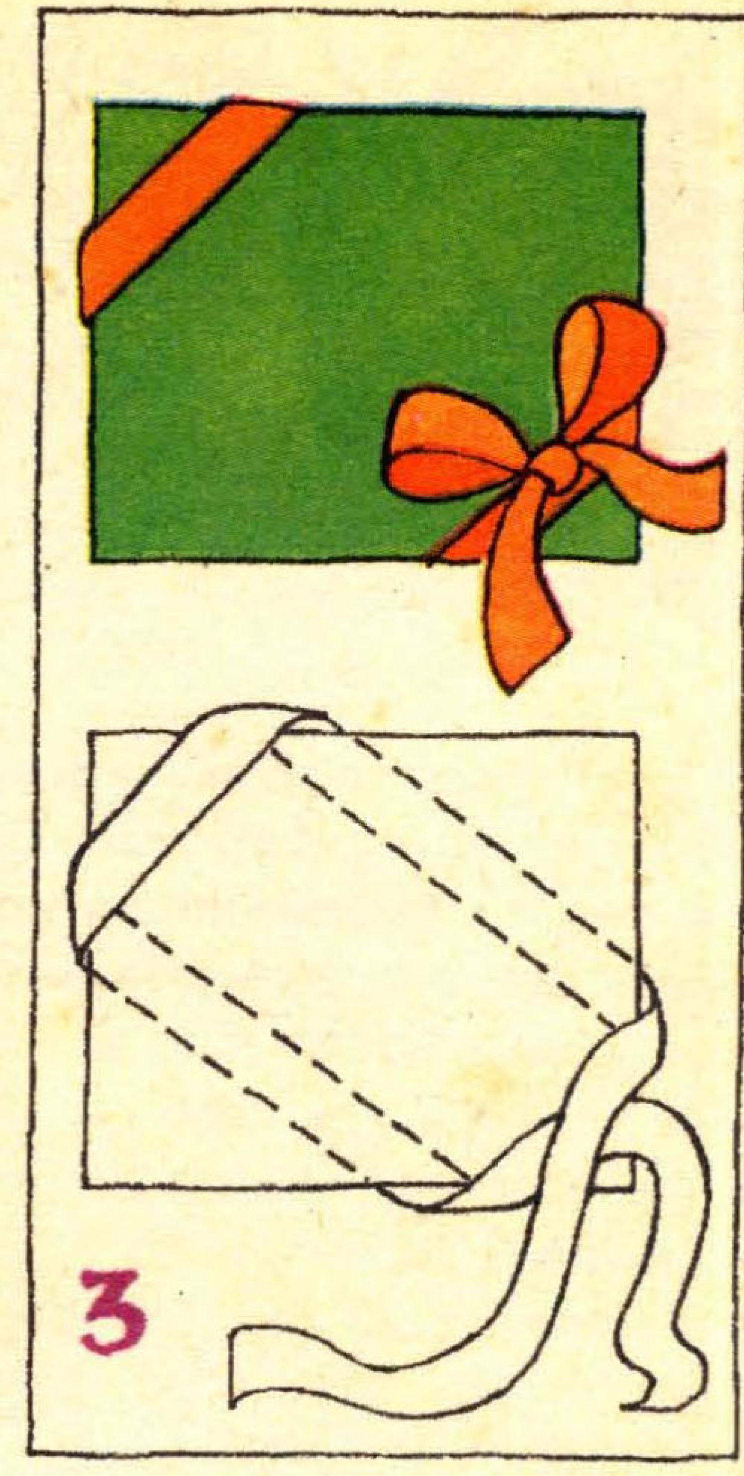


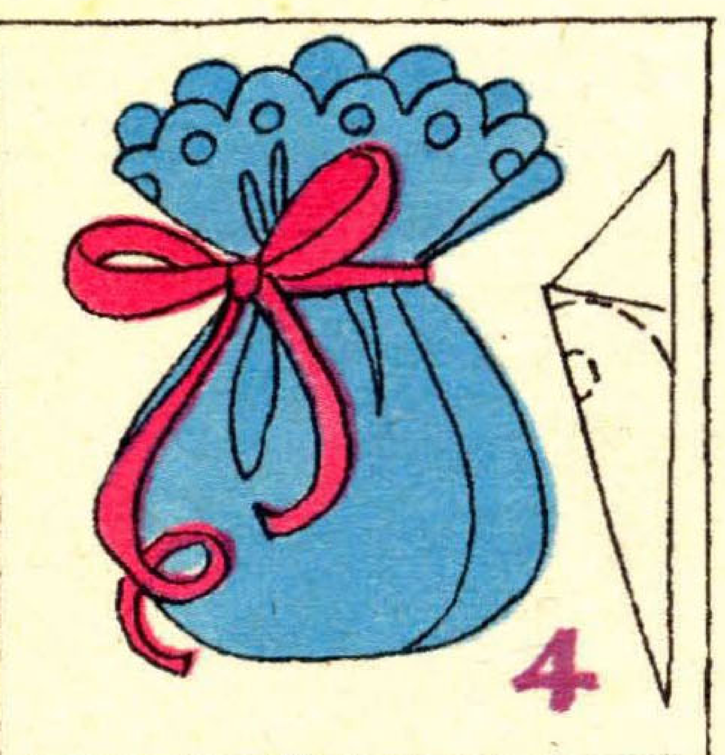


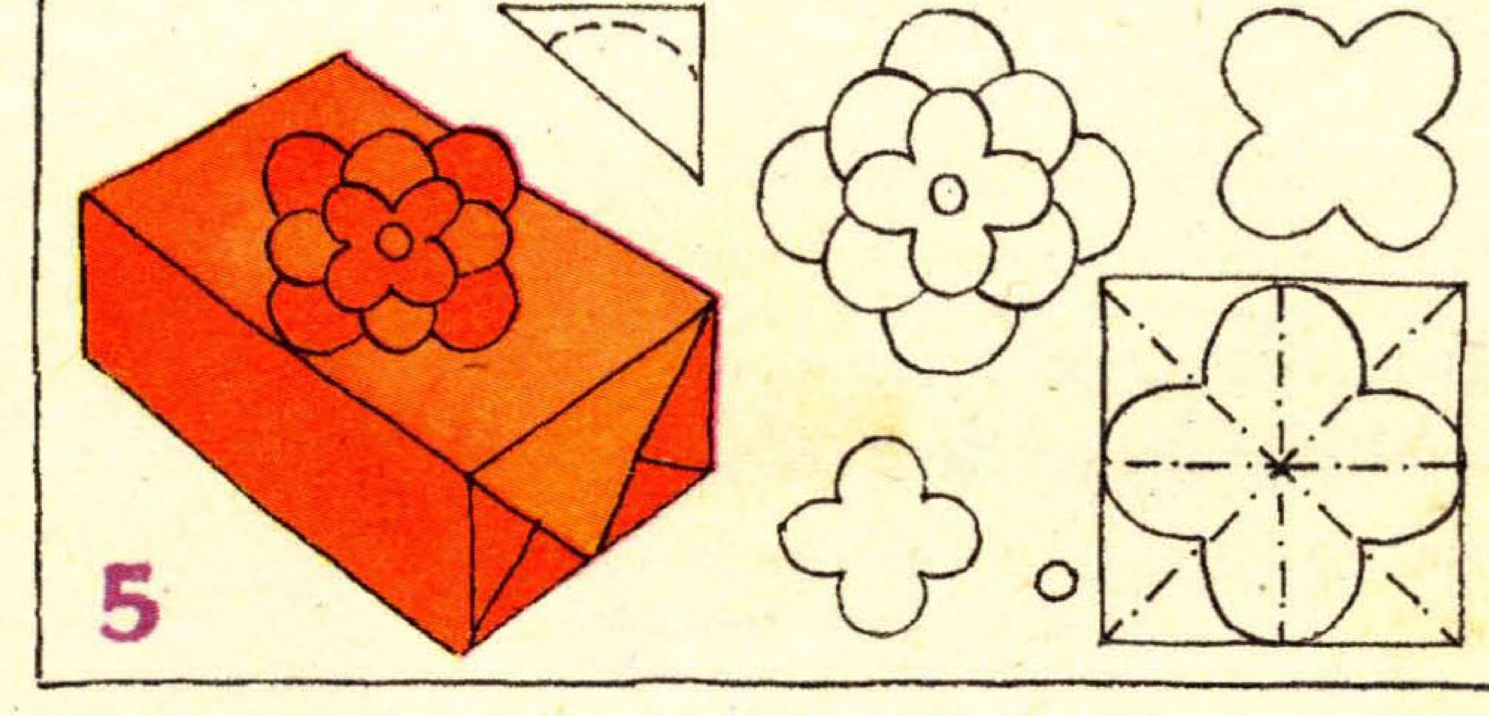


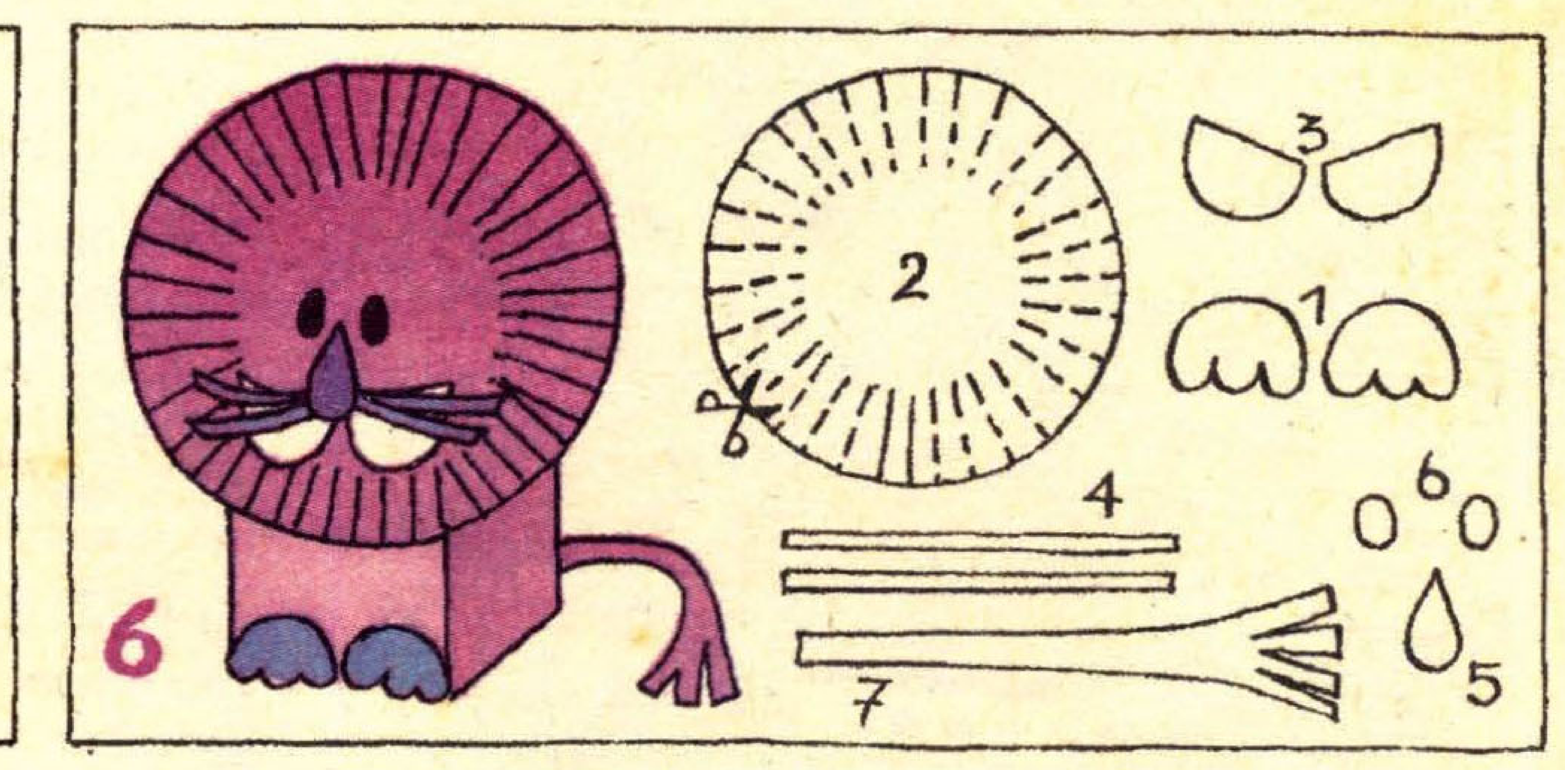


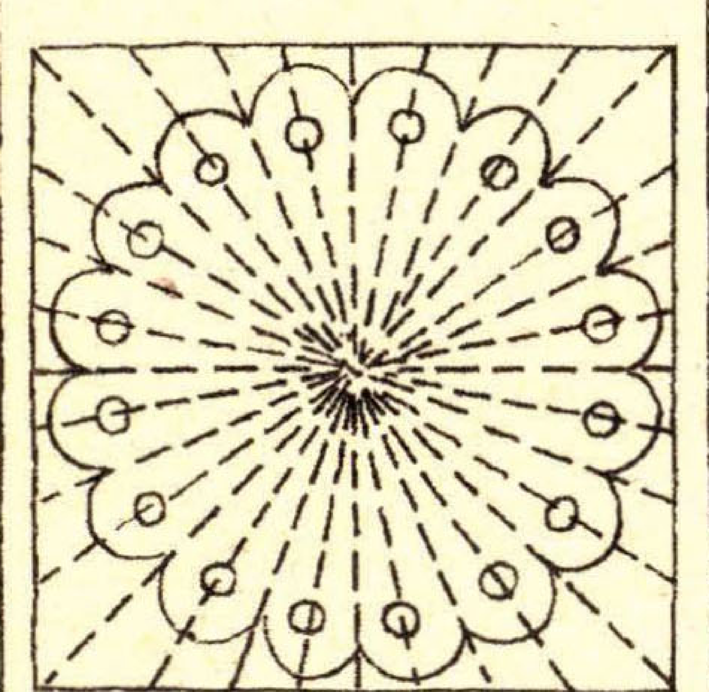


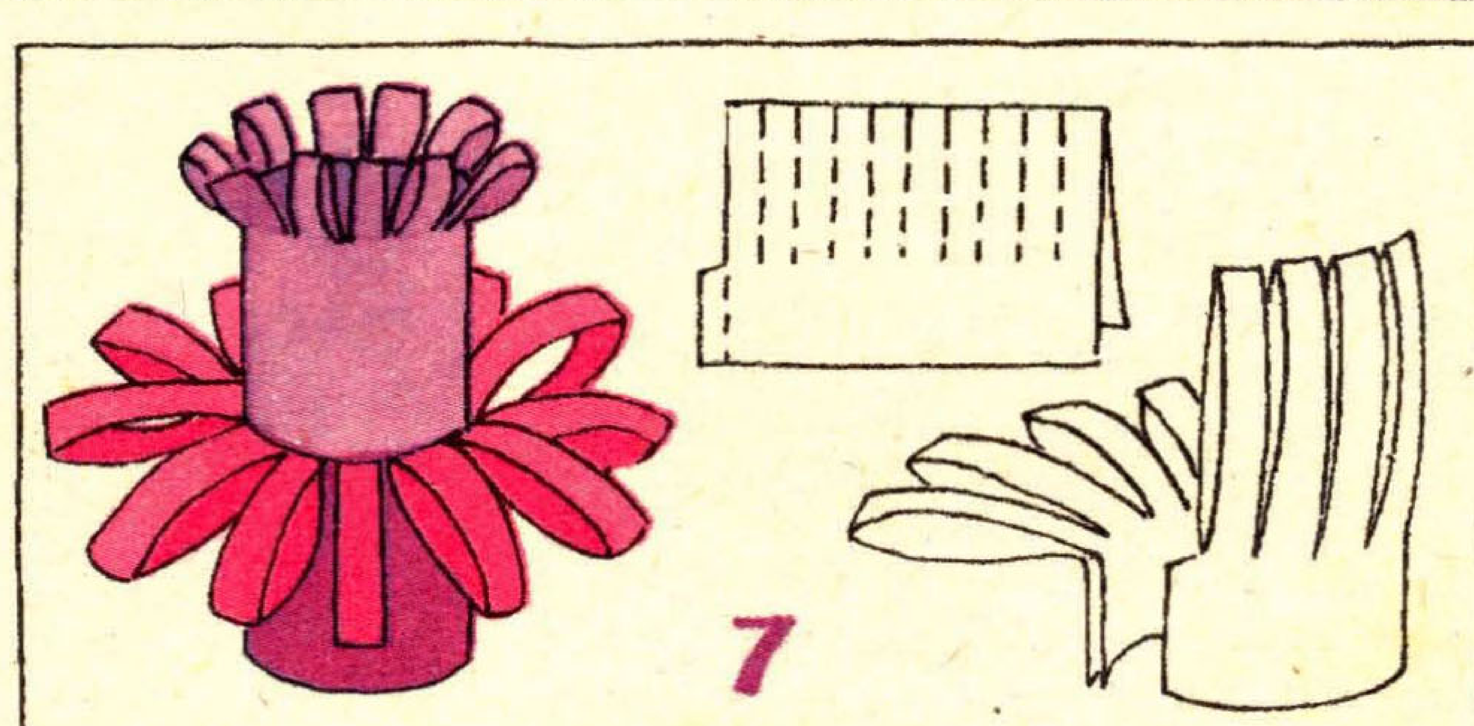


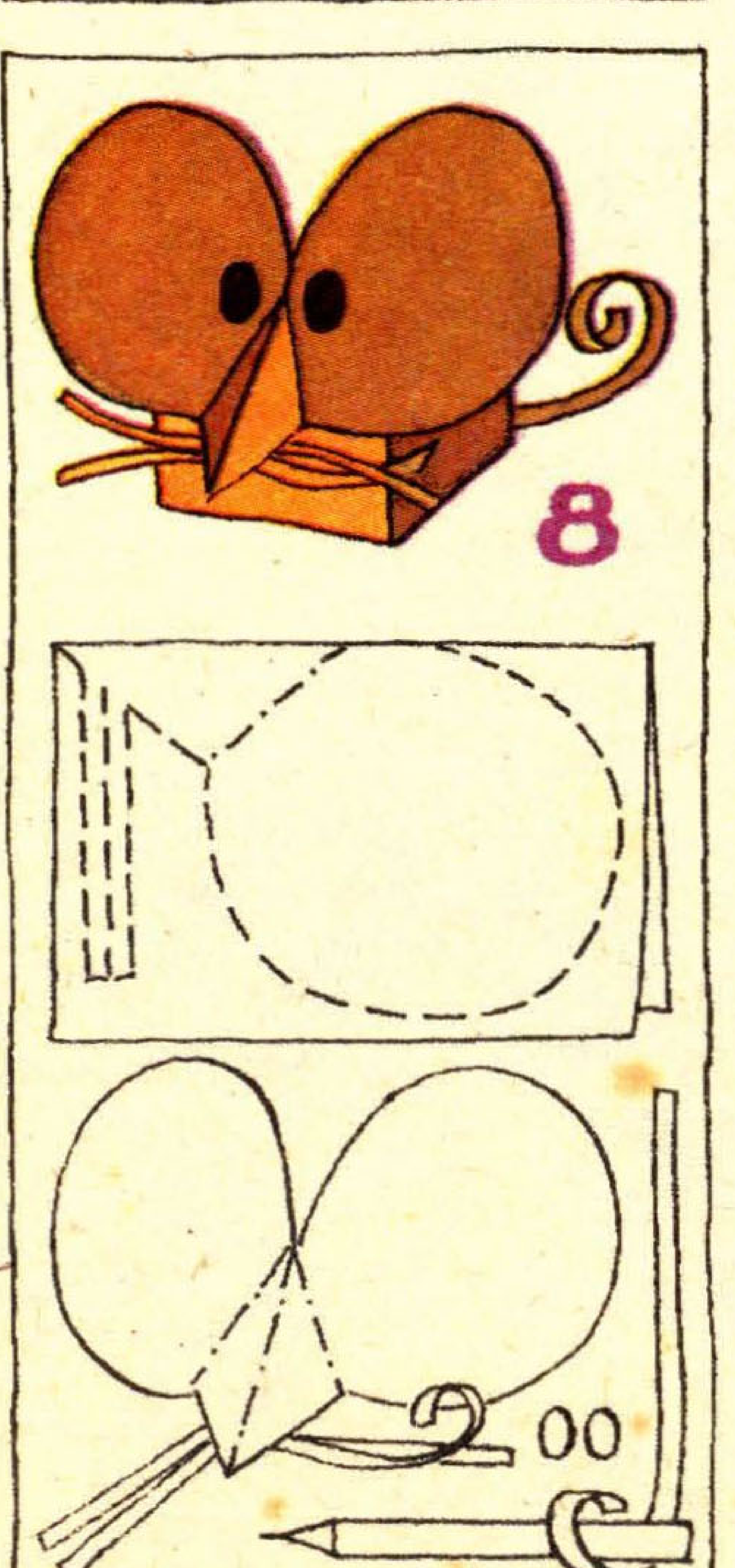






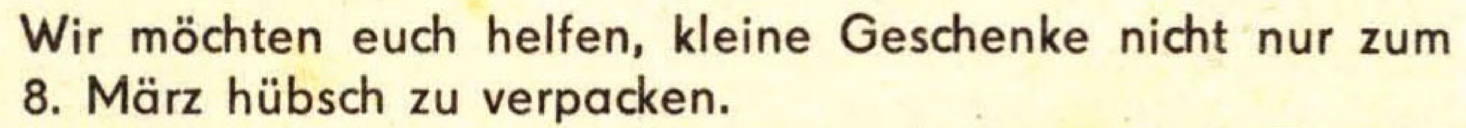








8 Tips zum „Frösi"-Geschenkpapier



Wir möchten euch helfen, kleine Geschenke nicht nur zum 8. März hübsch zu verpacken.

1. TIP: Ein kleiner runder Gegenstand kann wie ein Bonbon eingewickelt werden.

2. TIP: Aus einem flachen Geschenk (Schallplatte, Buch oder ähnliches) wird ein riesengroßer Brief.

3. TIP: Hier seht ihr, wie man eine Schleife diagonal über einen Karton binden kann.

4. TIP: Schneidet das Geschenkpapier quadratisch zu. Nun faltet es fünfmal zusammen, schneidet die Form zu und faltet den Scherenschnitt wieder auseinander. Das Geschenk wird in die Mitte gestellt, der Papierrand vorsichtig hochgezogen und mit einem Schleifenband zusammengehalten.

5. TIP: Aus dem Einwickelpapier wird eine Blume geschnitten und Teil für Teil übereinandergeklebt.

6. TIP: Aus dem Papier, in das auch der Karton eingewickelt ist, werden Kopf- und Schwanzteil ausgeschnitten. Augen, Nase, Bäckchen, Schnurrhaare und Pfoten schneidet ihr aus einfarbigem Papier und klebt dann die Teile in der angegebenen Reihenfolge auf.

7. TIP: Gestaltet eine hübsche Manschette, die in einer oder mehreren Reihen um das Geschenk gelegt und angeklebt wird.

8. TIP: Das kleine Kärtchen wird zur Maus. Kopf und Schwanzteil schneidet ihr wieder aus dem Geschenkpapier. Die Augen gestaltet aus einfarbigem Buntpapier. Barthaare und Schwanz kringeln sich gut, wenn ihr sie um einen Bleistift gerollt habt.

Idee, Text und Zeichnung: Heide Hoeth



Hutgeschichten

In diesem Heft flitzen Faschingshüte, mit und ohne Beine, über die verschiedensten Seiten. Denke dir zu einem oder mehreren ulkigen Hutbildern eine Faschingsgeschichte aus. Schicke sie an FRÖSI, PSF 37, Berlin, 1056. Einsendeschluß 30. 3. 1987. Kennwort: Hutgeschichte.

Balduin der Grimmige

Oder: Wie ich ein Theaterstück erfand

Text und Zeichnungen:
Richard Hambach

Wir haben eine Laienspielgruppe, müßt ihr wissen. Die Stücke schreiben wir selbst. Herr Blumentritt, unser Geschichtslehrer, leitet die Gruppe. Ich mache auch mit. In „Schneewittchen" zum Beispiel. Ich entdecke Schneewittchen in meinem Bett und muß jedesmal rufen: „Ei, du lieber Himmel, ei, du lieber Himmel! Was ist das Kind so schön!" Dabei liegt da immer die dußlige Caroline drin, die olle Zimtz ..., die mir beim Fasching 1986 soviel Fit in die Brause gemacht hat, daß alle gegrölt haben, weil ich Seifenblasen pruschen mußte. Aber lassen wir das.

Jetzt stand erneut der Pionierfasching vor uns. Was spielen? Herr Blumentritt raufte sich die Haare. „Wir könnten ja etwas Neues einstudieren. Bloß was?" fragte er, „Ich hab' im Moment nichts."

Und da schlug wieder Tütes große Stunde. „Herr Blumentritt", sagte ich, „aber i c h habe was! Einen richtigen Reißer sogar. Etwas H i s t o r i s c h e s ! Ist mir neulich so eingefallen. Soll ich mal erzählen?" Bei „Historisches" kriegte unser Geschichtslehrer Stielaugen. „Hervorragend!" sagte er. „Erzähle uns das mal."

Tja, und das tat ich dann. Ich erzählte. Nämlich folgendes:



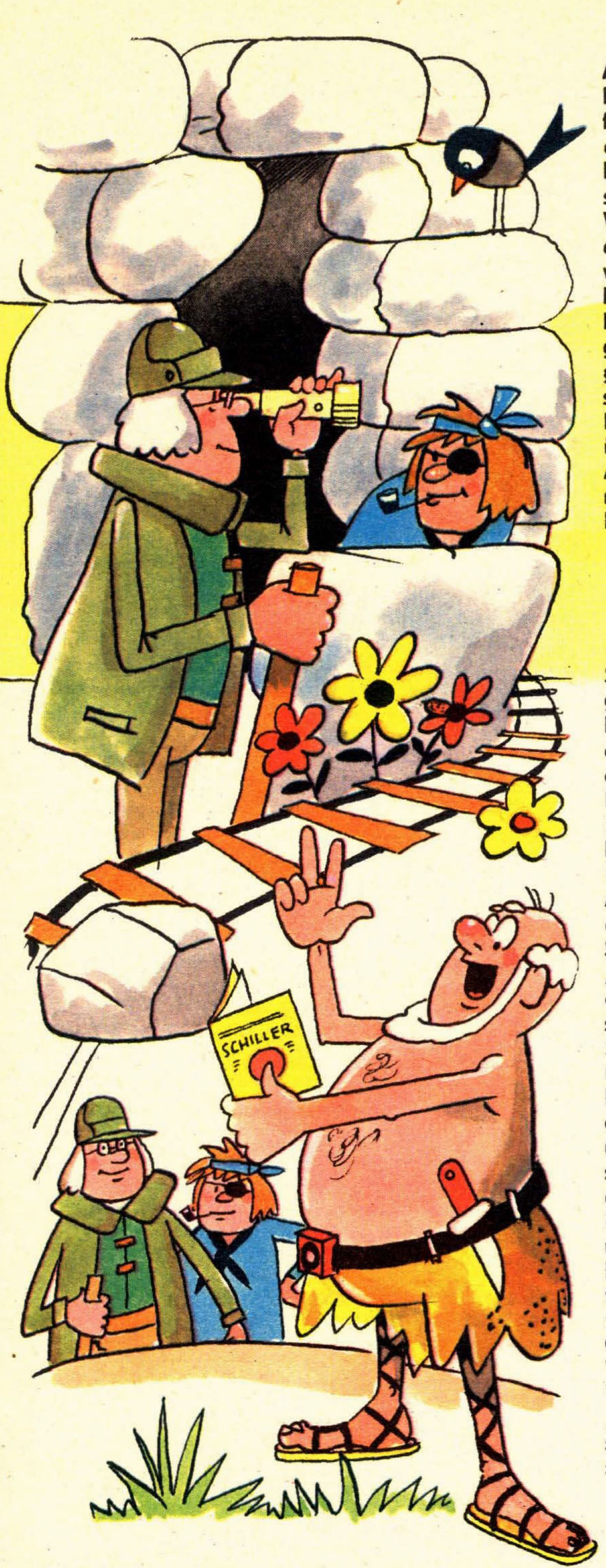
Also, mein Stück spielt so um das Jahr 790 im alten Frankreich.

Erster Akt: Im Königsschloß

Karl der Große lümmelt sich auf dem Thron herum. Neben ihm seine Leibwächter Lukas und Faustus. Vor ihm sitzen seine elfjährige Tochter Apollonia und Archimedes, das große griechische Mathe-As. Archimedes trichtert gerade der Königsgöre das kleine Einmaleins ein. Aber die Kröte stellt sich doof. Wäre eine Klasserolle für unsere Caroline. Jedenfalls wird Karl der Große wütend. Er grapscht zum Telefon, befiehlt, sofort einen besseren Lehrer herzuschaffen. Aber dalli! Den A d a m R i e s will er haben. Freiwillig oder mit Gewalt. Draußen darauf Mordsradau. Zickenbart, des Königs Feldmarschall, schleppt Adam Ries herein. Es ist aber gar nicht Adam Ries, sondern einer, der bloß so tut, als ob. Dufte Idee von mir. Müßt ihr zugeben. Bringt ungeheure Spannung. Der da so tut wie Adam Ries, das ist nämlich in Wirklichkeit B a l d u i n d e r G r i m m i g e. Er war einer der Führer im Stellinga-Aufstand. Einer, den Karl der Große damals nicht erwischt hat, als er den Aufstand niederschlug. Und jetzt will er sich rächen, der Balduin. Der Grimmige. Er zückt auch gleich seine Steinschleuder. P e n g ! P e n g ! Er trifft aber bloß einen Spiegel und den Kronleuchter. Gleich ist alles stockduster. „Kurzschluß!" schreit Archimedes. Man sieht gerade noch, wie die beiden Leibwächter sich Balduin, den Grimmigen, greifen.

Zweiter Akt: Stülpnerhöhle im Erzgebirge

In der Höhle hocken zwei Freunde vom grimmigen Balduin: der Wilddieb K a r l S t ü l p n e r und der weltberühmte Klaus S t ö r t e b e k e r. Die beiden haben erfahren, daß Balduin geschnappt worden ist. Sie wollen ihn natürlich befreien. Klar wie Kloßbrühe. Der Kammerdiener von Karl dem Großen ist ihr Verbündeter dabei. Klammheimlich, versteht sich. Auf den warten sie jetzt. Er soll Nachricht aus dem Schloß bringen.

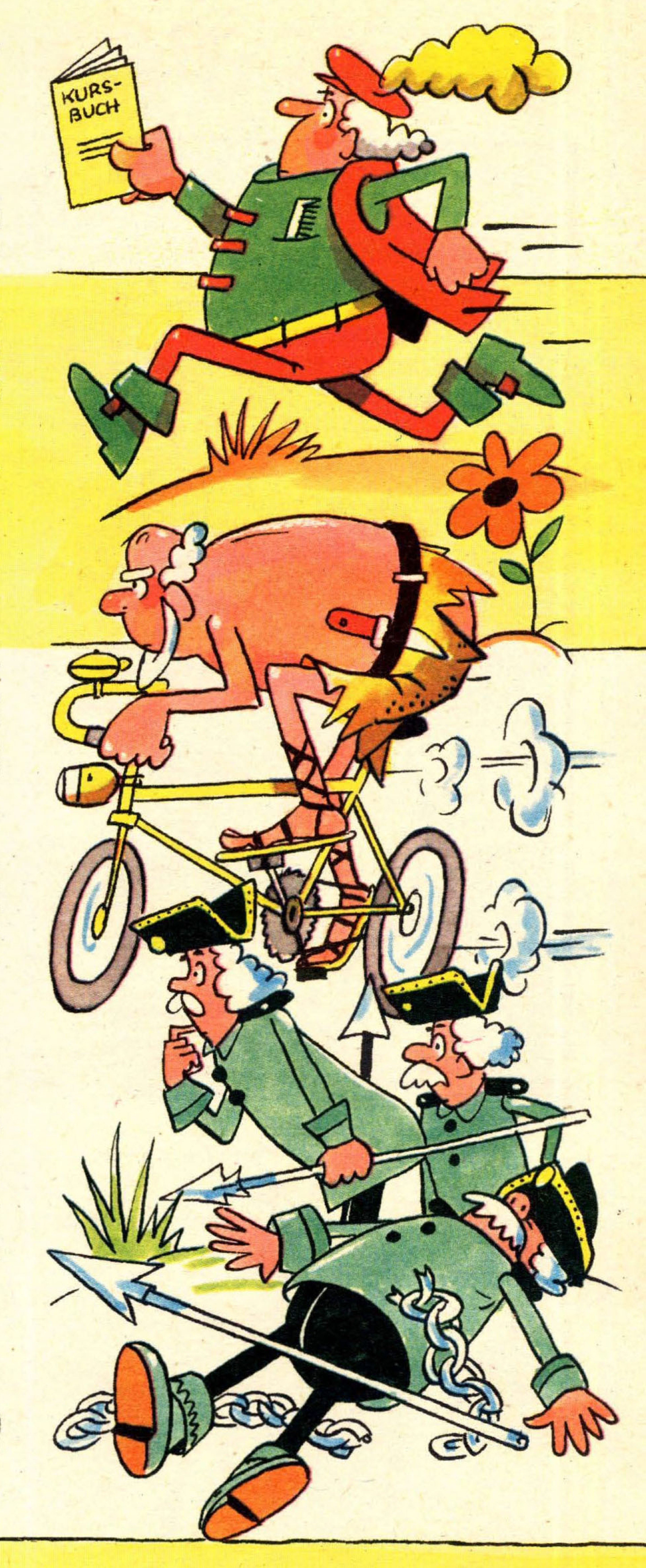


Antonio heißt der Kammerdiener. Ist ein alter Langobarde. Und wer in Geschichte nicht geschlafen hat, der weiß, weshalb die Langobarden Karl den Großen nicht riechen können.
Mach' den Mund zu, Ulrike. Dir erkläre ich das später.
Wo war'n wir stehngeblieben? Ach so, ja, also dieser Antonio hopst jetzt auch in die Höhle. Und was bringt er mit? Kommt ihr nie drauf. Ein Kursbuch! Und wißt ihr warum? Weil Zickenbart, der Feldmarschall, auf Seite 17 den Zug angekreuzt hat, mit dem Balduin der Grimmige morgen in die Festung Magdeburg gebracht werden soll. Das ist natürlich die Gelegenheit. Störtebeker rollt seine Muskelpakete. Dieser Zug muß überfallen werden. Aber eisern.
Antonio schleicht nun mit dem Kursbuch unbemerkt ins Schloß zurück. Stülpnerkarl und Störtebeker aber pilgern zur Bahnlinie los.

Dritter Akt: Wiese an der Eisenbahn

Stülpnerkarl und Störtebeker asten eine riesengroße Klamotte auf die Schienen. Störtebeker blickt auf die Armbanduhr. Noch elf Minuten, dann muß der Zug anrollen. Da kommt plötzlich ein Radfahrer des Wegs. Groß, kernig, Sandalen, Löwenfell. „Mensch, Spartakus!" schreit Störtebeker.
Hier baue ich jetzt etwas Literatur ein. Klassische Literatur! Macht sich immer gut.
Also, Spartakus – den spiele ich natürlich, wer denn sonst? – also, Spartakus steigt ab, zieht Schillers Werke aus der Tasche und zitiert aus der „Bürgschaft": „Ich sei, gewährt mir die Bitte, in eurem Bunde der dritte!" Großes Hallo. Händeschütteln. Alle drei hauen sich auf die Schultern. Spartakus bringt eine enorm wichtige Meldung mit: Der Zug hat nämlich eine Panne. Achsenbruch. Jetzt sind die königlichen Leibwächter mit dem gefangenen Balduin zu Fuß nach Magdeburg unterwegs. Sie müssen gleich kommen. Und da sind sie schon. Lukas und Faustus stampfen auf die Bühne, ziehn Balduin den Grimmigen an der Kette hinter sich her. Stülpnerkarl, Störtebeker und Spartakus springen aus der Deckung. Die beiden Leibwächter werden käsebleich. Fallen sofort um. Mausetot. Balduin der Grimmige aber zerreißt seine Ketten.
Großes Finale. Höhepunkt meines Stückes. Jubel, Trubel, Umarmung, Schluß, aus.
Vorhang zu.
„Das war's, Herr Blumentritt", sagte ich. „Ist ein Superknüller, stimmt's?"





Was Herr Blumentritt, der Geschichtslehrer, darauf geantwortet hat, wollte uns Tüte nicht verraten. Na schön, verkneifen wir uns die Neugierde. Aber was ihr, die „Frösi"-Leser, dazu meint, das möchten wir unbedingt wissen. Wir haben nämlich den dringenden Verdacht, daß Tüte, der Schlingel, da hinterlistig Zeitrichtiges und Zeitfalsches ziemlich durcheinander gerührt hat.
Also, erwischt ihn. Hier unten habt ihr zwei Tippzettel mit Personen und Requisiten zu Tütes Kuddelmuddelstück. Streicht alles durch, von dem ihr mit Sicherheit wißt, daß es nicht in die Zeit von Karl dem Großen gehört. Schneidet beide Zettel aus. Klebt sie auf eine Postkarte, schickt sie bis zum 30. März 1987 an „Frösi", Postschließfach 37, Berlin, 1056. Kennwort: Balduin. Name, Alter und Adresse nicht vergessen. Aus den Einsendungen mit richtigen Lösungen verlosen wir Rate- und Ausmalbücher aus Tütes großer Buchkiste.

Personen				
	Karl der Große	Archimedes	Balduin der Grimmige	Feldmarschall Zickenbart
	Adam Ries	Leibwächter Lukas	Störtebeker	Königstochter Apollonia
	Leibwächter Faustus	Karl Stülpner	Spartakus	Antonio, der Langobarde

Requisiten				
	Königsthron	Löwenfell	Telefon	elektrischer Kronleuchter
	Fahrrad	Eisenbahnschienen	Kursbuch	Großer Spiegel
	Schillers Werke	Steinschleuder	Armbanduhr	Eisenkette

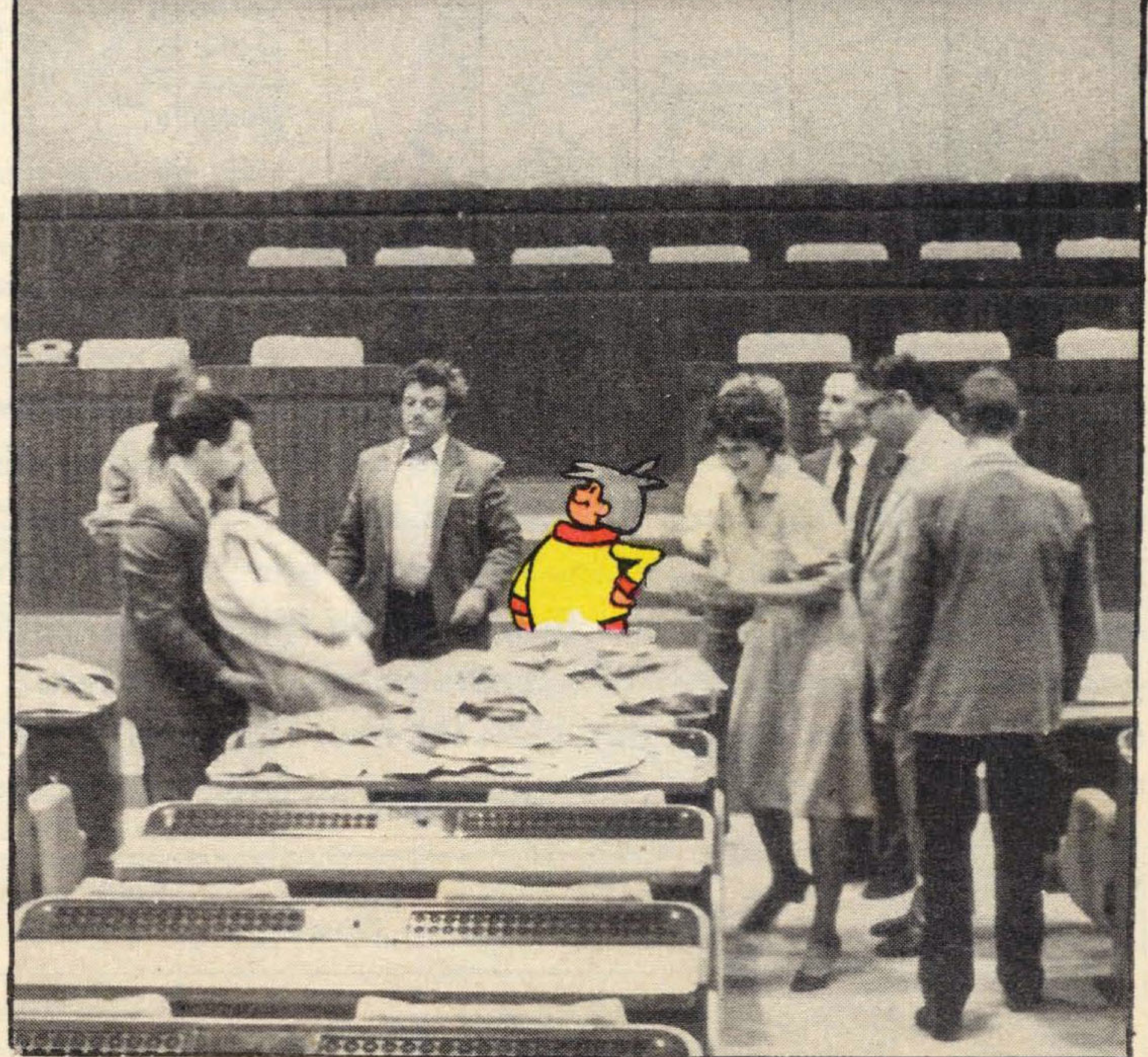
Ein FRÖSI-Blumenstrauß für alle Abgeordneten

DAS IST EUER GROSSER MOMENT, PESTALOZZI-SCHÜLER. DER HAUPTGEWINN WIRD GEZOGEN. ER GEHT NACH OSCHATZ!

POST

Tausende bunte Zeichnungen und herzliche Glückwünsche landeten, verpackt in dicke Postsäcke, im Mai des vergangenen Jahres in unserer Redaktion. Ihr erinnert euch:
Anläßlich der Wahlen zur Volkskammer, zur Stadtverordnetenversammlung von Berlin und zu den Bezirkstagen am 8. Juni 1986 hatte ich, der Tüte, zwölf Fragen in bunten Knobelblüten versteckt. Viele Leser, Klassen- und Pionierkollektive machten sich an die Lösung und erfuhren Interessantes und Wissenswertes über die Arbeit der Abgeordneten unserer Volksvertretungen. „Frösi" und euer Tüte sagen allen, die sich an diesem Preisausschreiben mit viel Freude und bunten Grüßen beteiligt haben, herzlich Dankeschön.
Am 10. September 1986 ermittelten wir die Gewinner. Mit Briefen und Postkarten machte sich Tüte mit dem Chefredakteur auf den Weg ins Gebäude der Volkskammer im Zentrum unserer Hauptstadt. Genosse Herbert Kelle, der Leiter des Sekretariates der obersten Volksvertretung, hatte dazu eingeladen. Einen Riesen-Postsack mußte ich natürlich allein schleppen, aber dafür bin ich wahrscheinlich auch der allererste Mensch, der Postsäcke voller Briefe und Karten in den Plenarsaal der Volkskammer schütten durfte. Kräftig gemischt, wurden sie auf den Tischen der Abgeordneten verteilt. Und dann kam der große Augenblick: Genosse Herbert Kelle zog den 1. Preis! Der Hauptgewinn ging nach Oschatz an die Pestalozzi-Oberschule. Einhundert weitere Gewinne verteilten sich in alle Himmelsrichtungen unserer Republik.
Die Hauptgewinner, Andreas, Frank, Ina, Mandy und Annett – fünf Pioniere der Klasse 6 R, in Begleitung ihrer Lehrerin Petra Wengler und des Direktors Walter Niebylski – waren einen Tag lang Gäste der Volkskammer der DDR. Sie besichtigten den Plenarsaal, die Fraktionsräume und andere Einrichtungen des Gebäudes. Ein Besuch des Berliner Fernsehturms war sicherlich ein schöner Abschluß dieses Tages – mit Eisessen, versteht sich.

Zeichnung: Richard Hambach
Fotos: Werner Popp



Gefragt sind Fragen

Stark durch blauen Dunst?

Als Kolumbus von Amerika nach Europa zurückkehrte, brachte er auch zwei Pflanzen mit, von denen die eine sehr segensreich war – die Kartoffel. Die andere erwies sich als verhängnisvoll. Es war der Tabak.

Laut Expertenbericht der Weltgesundheitsorganisation (WHO) ist die Sterblichkeit der Raucher im Durchschnitt um 86 Prozent höher als die der Nichtraucher. Dies bedeutet: Wenn 100 Nichtraucher sterben, so sterben in der gleichen Altersklasse 168 Raucher, also 68 zuviel. Das Risiko der Zigarettenraucher ist um so höher, je eher sie zu rauchen beginnen. Die meisten Jugendlichen fangen damit an, nicht weil es ihnen schmeckt, sondern nur, weil die anderen auch rauchen. Damit aber ist der Stein ins Rollen gekommen, denn allmählich wird man „nikotinsüchtig" und ist aus eigener Kraft zu schwach, um wieder aufzuhören.

Auch einige „Probierzigaretten" sind nicht harmlos. 85 Prozent von denen, die aus Neugierde, nur zum „Probieren" eine mitrauchen, wurden so zum Gewohnheitsraucher.

Wichtig zu erwähnen sind natürlich auch die krebserzeugenden Substanzen, und es ist klinisch und experimentell belegt, daß der stetig zunehmende Lungenkrebs seine Hauptursache im Rauchen hat. Jeder achte Zigarettenraucher, der täglich mehr als zehn Zigaretten inhaliert, geht an Lungenkrebs zugrunde.

Wer würde schon in ein Flugzeug steigen, wenn man wüßte, daß jede achte Maschine in unregelmäßigen Abständen abstürzt? Aus dem bisher Gesagten – vielen ist dies bekannt und sie haben deshalb ihre Konsequenzen gezogen – stellt sich die Frage: Warum fangen Jugendliche an zu rauchen?

Bei Befragungen wurden viele „Gründe" angegeben. Zum Beispiel: weil sie meinen, dadurch erwachsener zu wirken, weil sie den Mädchen (Jungen) imponieren wollen, weil andere es auch tun, weil ihnen die Gefahren übertrieben vorkommen oder in weiter Ferne zu liegen scheinen, um männlich zu wirken, um ihr Ansehen unter den Freunden zu verbessern, um sich Geltung zu verschaffen und hervorzutun, um durch Lässigkeit zu beeindrucken, um Unsicherheiten zu verdecken, um sich von Befangenheit und Verlegenheit zu befreien oder aus der Befürchtung heraus, sonst als Muttersöhnchen oder Feigling zu gelten. Aus Neugierde, Nachahmung, Langeweile, Leichtsinn, Angabe sowie Trotz und Opposition gegenüber Eltern und Erziehern.

Aus den Antworten stellt sich nun die Frage: Hebt Rauchen das Ansehen?

Feststeht: Rauchen macht noch keinen Mann. Gradmesser für das Erwachsensein sind nicht Rauchen, Trinken und Kraftmeierei, sondern Leistung, Verstand und Benehmen.

Rauchen beweist nur Schwäche und nicht Stärke. Hinzu kommt, daß Rauchen für andere unangenehm, störend und unästhetisch ist. Gelbe Finger und Zähne, zerdrückte Kippen, verstreute Asche, raucherfüllte Räume, stinkende Kleidung und Rauchgeruch aus dem Mund wirken auf die meisten abstoßend.

Tatsache ist: Wer nicht raucht, ist sportlicher und lernt besser. Hinzu kommt aber auch die ökonomische Seite, denn Nichtrauchen hilft Geld sparen und sich Wünsche zu erfüllen.



Seit langem schon ist bekannt und jeder weiß es, daß in jeder Zigarette zahlreiche schädigende (toxische) Stoffe enthalten sind. Die wichtigsten sind das Nikotin, Kohlenmonoxyd und krebsfördernde Verbindungen wie z. B. die aromatischen Kohlenwasserstoffe.

Ein einziger Tropfen Nikotin ist für den Menschen eine tödliche Dosis Gift. Nikotin stört als Gefäßgift die Funktionsabläufe im Körper, Reflexe werden gelähmt, wichtige Schutz- und Regelfunktionen außer Kraft gesetzt. Jahrelanges Inhalieren von Nikotin im Zigarettenrauch fördert die Entstehung von Arterienverkalkungen, besonders der Herzkrankheiten (Herzinfarkt) oder Durchblutungsstörungen (Raucherbein). Jährlich müssen in der DDR über 1 500 solcher Raucherbeine amputiert werden.

Auch Kohlenmonoxyd ist ein starkes Gift und hindert das Blut, genügend Sauerstoff aufzunehmen. Im Blut eines Rauchers finden wir zwei bis drei Prozent CO. Dadurch werden erhebliche Mengen roter Blutkörperchen anstatt mit Sauerstoff mit CO blockiert und fallen für ihre lebenswichtige Funktion aus. Das trägt zur Entwicklung von Herz- und Kreislauferkrankungen bei und beeinflußt die körperliche Leistungsfähigkeit. Das wirkt sich im Sport besonders aus. Alle Spitzensportler sind Nichtraucher. Medizinische Untersuchungen zeigten, daß das Größenwachstum bei rauchenden Schülern gegenüber Nichtrauchern herabgesetzt ist und daß auch der Brustumfang rauchender Schüler zurückbleibt. Letzteres wirkt sich natürlich auf die sportliche Leistung aus, und man konnte feststellen, daß die Sportzensuren rauchender Schüler um etwa 55 Prozent schlechter sind als von Nichtrauchern.

Besonders augenfällig reagiert der weibliche Organismus auf Nikotin. Der stärkste Effekt zeigt sich im vorzeitigen Altern, augenscheinlich an der frühzeitigen Faltenbildung. Jedes Mädchen möchte so lange als möglich schön bleiben, aber die Zigarette läßt ihre Spuren sogar im Gesicht zurück. 40jährige Raucherinnen haben im allgemeinen eine so starke Faltenbildung der Gesichtshaut wie 60jährige Nichtraucherinnen.

Dr. Giebel

Kann man unter Wasser mit einer Pistole schießen?

Frage von Astrid Bieler, Hettstedt, 4270
Antwort: Nein!

Beim Abfeuern wird eine bestimmte Menge hochkomprimiertes Gas gebildet, welches sich mit großer Gewalt ausdehnt und dabei das Geschoß mit hoher Geschwindigkeit aus dem Lauf drückt.

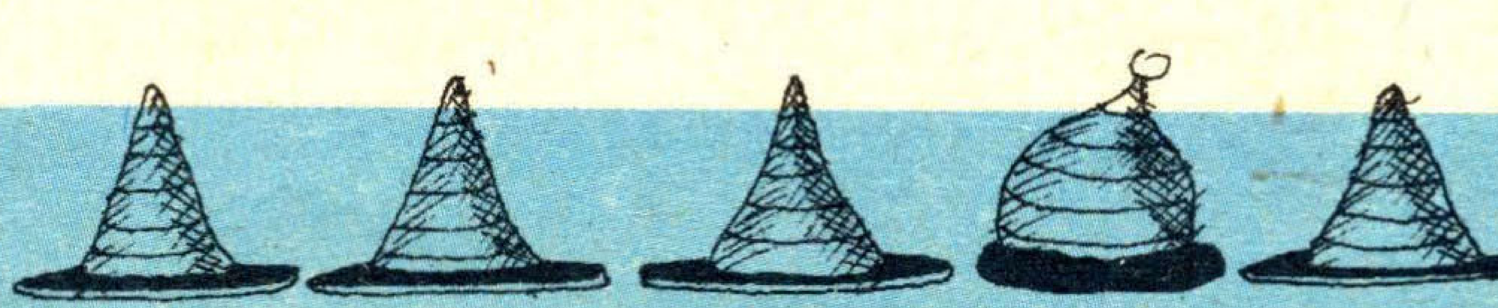
Unter Wasser muß das hochkomprimierte Gas aber nicht nur das Geschoß aus dem Lauf drükken, sondern auch das Wasser im Lauf und vor dem Geschoß wegdrücken. Wahrscheinlich würde das Geschoß nicht einmal den Lauf verlassen und es würde ein „Rohrkrepierer" auftreten. Außerdem ist der Reibungswiderstand des Wassers bei diesen hohen Geschwindigkeiten viele 1 000mal größer als der in der Luft.

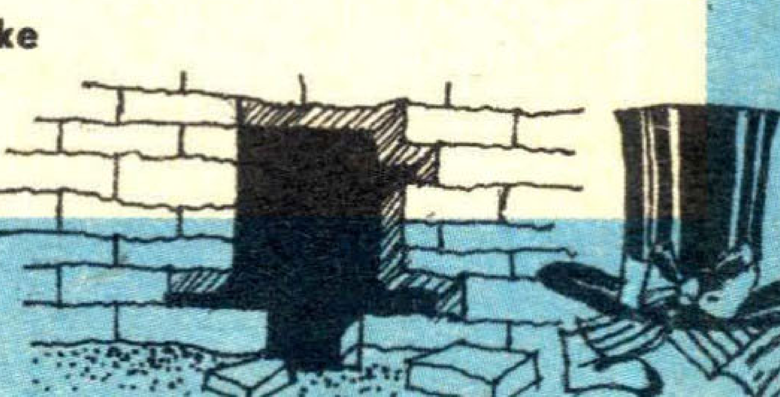
Daher verwenden die Sporttaucher unter Wasser eine Art von Armbrust, um Fische aus einigen Metern Entfernung zu jagen. Während die Anfangsgeschwindigkeit eines Infanteriegeschosses etwa 500 bis 700 Meter pro Sekunde beträgt, hat diejenige eines Pfeils noch nicht einmal 10 Meter pro Sekunde.

Prof. Dr. Fritz Bernhard

Zeichnung: Winfried Warmke
Repro: Hilmar Schubert







Tchantchés aus Liège

Die Geschichte von Tchantchés (gesprochen Tschantsche) ist außergewöhnlich in ihrer einzigartigen Mischung von Künstlerphantasie, Volksweisheit und dem wirklichen Leben. Tchantchés heißt eigentlich Francois, übersetzt: kleiner Franz. Weil die kleinen belgischen Kinder den französischen Namen Francois nicht so einfach über die Lippen bekamen, machten sie Tchantchés daraus.

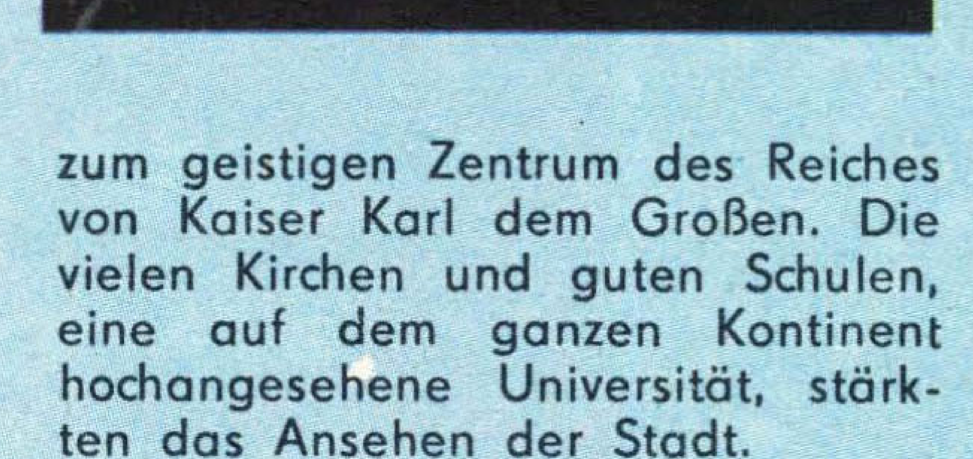
Tchantchés ist ein richtiges Theaterkind, eine Marionette. Vor 150 Jahren brachte ihn ein italienischer Puppenspieler, dessen Namen keiner mehr kennt, mit seinem Wandertheater in die belgische Stadt Liège (Lüttich). Seitdem ist er nur in dieser einen Stadt zu finden.

So sah er damals aus: ein Bergarbeiter in Sonntagskluft, einmal mit Mütze, einmal mit Hut, um den Hals einen Seidenschal.

Heute trägt Tchantchés modernere Kleider. Sie sind der traditionellen Kluft der Arbeiter um 1900 nachempfunden. Beachtenswert die Schuhe. Ein Arbeiter konnte sich damals von seinem dürftigen Lohn nicht jedes Jahr, sondern höchstens zweimal im Leben ein Paar gute Lederschuhe kaufen. Deshalb trugen die Arbeiter an den Arbeitstagen Holzpantinen. Die Lederschuhe blieben für sonntags. Damit sie lange genug hielten, wurden auf die Ledersohlen noch Holzsohlen genagelt.

Tchantchés ist heute wie damals auch der Mann der Ausgebeuteten. Ihretwegen kämpft er gegen Unrecht, Gewalt, Unterdrückung und Leid, spendet den Kindern Trost, macht ihnen Mut, mit den Widrigkeiten des Lebens fertig zu werden. Noch heute glauben die Lièger Kinder ganz fest, Tchantchés könne Wünsche erfüllen. Zumindest ist ihnen sein Ratschlag sehr wichtig. Weil er seit 150 Jahren nun schon den Herrschenden kräftig die Meinung sagt, tapfer fürs arbeitende Volk eintritt, lieben ihn die großen, vor allem aber die kleinen Einwohner seiner Heimatstadt. Tchantchés ist so, wie sich die Lièger selber gerne sehen: liebenswert, offenherzig, ehrlich, manchmal ein bißchen vorlaut und ungestüm, aber stets unbestechlich, wenn es um Recht gegen Unrecht geht für den Arbeitsmann. Wohl auch deshalb ist er aus einem Stück festen Grubenholz geschnitzt. Ein Holz, das immer rarer wird. Es stammt aus den Stollen der tiefen Steinkohlengruben von Liège. Auch dem Künstler, der Tchantchés vor fünfzig Jahren ein Denkmal in Outre Meuse, der Altstadt, setzte, war das bewußt. Er gab ihm eine Hiercheuse in die Hand, das ist eine Frau, die um die Jahrhundertwende in den Kohlengruben die schweren Loren mit Gestein schob.

Doch Tchantchés Geschichte ist mehr. Sie ist, genau betrachtet, die seiner Heimatstadt Liège, die in mehreren Jahrhunderten zu den bedeutendsten Städten Europas zählte und heute Hauptstadt der belgischen Provinz Wallonie ist. Als kirchliche Siedlung im Jahre 705 gegründet, entwickelte sie sich vor 1 200 Jahren zum geistigen Zentrum des Reiches von Kaiser Karl dem Großen. Die vielen Kirchen und guten Schulen, eine auf dem ganzen Kontinent hochangesehene Universität, stärkten das Ansehen der Stadt.





Als die Zeit Kaiser Karls des Großen längst vorbei war, sorgten Gold-, Silber- und Waffenschmiede dafür, den Namen der Stadt weiter bekannt zu machen. Auch als Handelsplatz konnte sie sich sehen lassen. „Eine fleißige Stadt, die sich den Lebensfreuden öffnete und in der die Maas wie eine Lebensader ist", heißt es in einer Chronik von 1850.

Heute hingegen steht es nicht gut um das rauchige, rußige Reich von Kohle und Stahl an der Maas. Müde und ausgelaugt wirkt die Stadt, in einigen Vierteln fast schon tot. Außerdem zählt sie mehr Arbeitslose als alle anderen Industriestädte Belgiens. Dreiundvierzig Steinkohlengruben gab es in alten Zeiten in der Region, die letzte Zeche schloß vor zwei Jahren. Vor noch zwei Jahrzehnten galt der Hafen an der Maas als drittgrößter Binnenhafen Europas, nach Duisburg und Paris. Jetzt sind die Kais schon viel zu lange leer und still; denn auch der zweite Industriezweig, mit dem Liège Weltgeltung erreichte, steckt tief in der Krise: die Stahlindustrie. Somit liegen Glanz und Aufstieg von Liège weit zurück, insgesamt 168 Jahre.

Die Zeit der Blüte war eng mit dem Namen des Engländers John Cockerill verbunden. Er ging als Begründer der belgischen Industrie in die Geschichte ein. Aus dem armen Schottland kommend, hatte er mit seinem Vater und einem Bruder in der Wallonie Arbeit gesucht. Durch seine naturwissenschaftlich-technische Begabung, seine kühnen Zukunftsvorstellungen von sich reden machend, interessierte er schließlich das Königshaus für seine Ideen. Im Stadtteil Searing, in den Gärten eines ehemals erzbischöflichen Schlosses, errichtete John Cockerill im Auftrag des Königs das seinerzeit größte Industriewerk der Welt. Aus den Hochöfen des Cockerillwerkes floß der erste Stahl des europäischen Festlandes. England, bis dahin führend in der Eisen- und Stahlherstellung, bekam eine mächtige belgische Konkurrenz. Rasch wuchs Liège zu Europas Stahlstadt Nummer 1 heran. Die reichen Erz- und Steinkohlenvorkommen der Wallonie, die Maas als Transportweg, begünstigten eine schnelle industrielle Entwicklung.

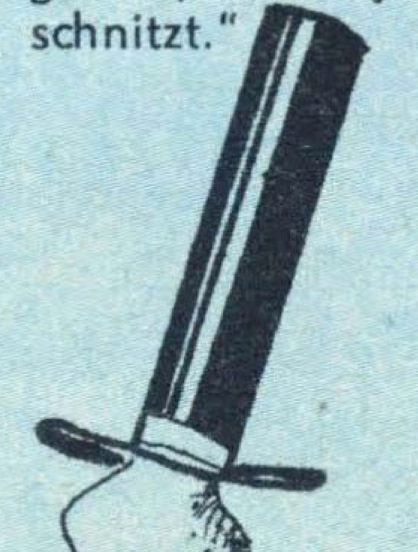
„Hitzige, feurige Stadt", nannten die Schriftsteller Victor Hugo und Alexander Dumas nach ihren Besuchen Liège. Wohin das Auge auch schaute, es glühte, zischte, qualmte, überall deckte Ruß die Farben zu, so daß sich die Lièger selber augenzwinkernd „Kohlenköpfe" nannten.

Aus dem Cockerillwerk rollte auch die erste Dampflokomotive des Festlandes, stammen die allerersten Schienen für ein zusammenhängendes Eisenbahnnetz in Belgien. Auch diese Werkteile sind stillgelegt. Die Stahlarbeiter sind, wie vordem die Bergleute, zum größten Teil ohne Arbeitsplätze. In der Zeit des Aufschwungs der Industrie, des Zustroms der Arbeiter, tauchte Tchantchés auf den Lièger Marionettenbühnen auf. Damals sagte er Beginn und Schluß des Stückes an, sorgte für die spaßige Einstimmung im Saal. Erst im Verlaufe von einhundert Jahren entwickelte er sich zum ausschließlichen Helden der Stücke. Aus dem einstigen Sonntagsvergnügen der Lièger Arbeiterfamilien, in Tchantchés-Aufführungen zu gehen, ist jetzt das alleinige der Kinder geworden. Trotz dieser Veränderung blieb in Liège das Marionettenspiel, mehr noch als in anderen Ländern, eng mit dem Leben der Arbeiter verbunden. Noch immer sind die vielen kleinen Bühnen in privater Hand. Fast alle gehören Arbeitern, die ein- oder zweimal wöchentlich Tchantchés zum Leben erwecken.

Einer der bekanntesten und beliebtesten Spieler ist Adrian Dufour, einst Dreher von Beruf, jetzt Rentner, 72 Jahre alt. Neunzig Plätze bietet sein in einem ehemaligen Kloster untergebrachtes Theater und jeden Sonntag und Mittwoch für 40 belgische Franken, das sind zwei Mark, eine Stunde lang Vergnügliches mit Tchantchés. Adrian Dufour erlernte das Puppenspielerhandwerk bei seinem Onkel, der auch eine Tchantchésbühne besaß. Auch das ist in der Stadt Tradition. Kaum einer der Puppenspieler hat eine Theaterschule besucht. Alle sind Laien und widmen sich in der Freizeit, nach hartem Tagewerk, dem Marionettenspiel. So schreiben die meisten auch gleich die Stücke selber. Auf dreihundert hat es Adrian Dufour im Verlaufe seines Lebens gebracht.

Und wenn man ihn fragt, wie er über Lièges Zukunft denkt, so meint er in einem ganz sicher zu sein: „Ach, den Tchantchés wird es gewiß auch noch im nächsten Jahrhundert geben, der ist ja aus Grubenholz geschnitzt."

Karin Krüger





Die schnellste Frau der Welt



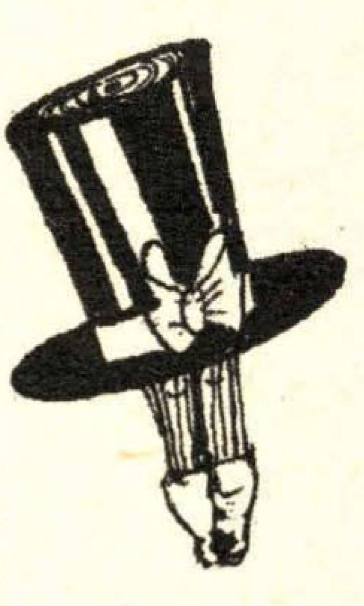
Nach dem täglichen Training plauderten wir mit der achtfachen Weltmeisterin Karin Kania, die drei olympische Gold- und zwei olympische Silbermedaillen in ihrem Besitz hat.

„Karin, wann hast du dich aufs Eis begeben?"

KARIN KANIA: „Das war 1965, sozusagen als ‚Küken', beim Eiskunstlauf. Bis 1978 bin ich ja auch den Sprüngen und Figuren auf dem Eis treu geblieben, war zweimal Dritte der DDR-Meisterschaften, 1975 Spartakiadesiegerin, Siegerin der Jugendwettkämpfe der Freundschaft. 1977 belegte ich bei den Europameisterschaften einen 9. Platz, aber dann ging es mir zu langsam vorwärts und ich wechselte zu den Eisschnelläufern!"

„Könntest du heute noch den Eiskunstlaufdamen Konkurrenz machen:"

KARIN KANIA: „Bestimmt nicht. Aber wenn ich mir große Mühe gebe, könnte es mit einigen Doppelsprüngen schon noch klappen!"



„Was macht eine Eisschnelläuferin im Sommer?"

KARIN KANIA: „Trainieren. Man sagt nicht umsonst, daß die Wintersportler im Sommer ‚gemacht' werden! Viele Crossläufe und das Training auf Rollen (die unter den Schlittschuhen befestigt sind) bringen die Kondition, die dann benötigt wird, wenn im Herbst wieder das Training auf dem Eis beginnt. Aber es kostet als ‚Eisspezialistin' im Sommer manchmal schon eine Überwindung, bei Hitzegraden das Trainingsprogramm bis zum ‚Anschlag' durchzuziehen. Da hat man dann schon mal die Nase voll! Aber beim nächsten Hügel oder bei der nächsten Waldbiegung sieht schon alles wieder anders aus!"

„Fällst du eigentlich oft auf dem Eis hin?"

KARIN KANIA: „Im Wettkampf bin ich noch nie gestürzt. Toi, toi, toi! Im Training genau fünfmal. Habe ich mitgezählt! Früher beim Eiskunstlauf bin ich öfter mal auf die Nase gefallen!"

„Welcher Sieg war dein schönster Erfolg?"

KARIN KANIA: „Das ist wirklich schwer zu sagen. Jeder Erfolg ist schön. Es ist ein herrliches Gefühl, sich selbst bezwungen zu haben und auf dem Treppchen ganz oben zu stehen. Natürlich ragen da die drei olympischen Goldmedaillen heraus, auf die ich natürlich ganz besonders stolz bin. Für jede Eisschnelläuferin ist es auch ein tolles Gefühl, wenn sie den Titel bei internationalen Wettkämpfen mit einem Sieg über drei Strecken erringt. Das ist schon etwas Besonderes. Besonders schlimm war es allerdings bei meiner ersten Weltmeisterschaft in Norwegen. Da kam ich nicht einmal in den Endkampf. Zum Glück hat sich das dann geändert."

„Hast du einmal ausgerechnet, wieviel Kilometer du im Verlauf der Jahre auf dem Eis zurückgelegt hast?"

KARIN KANIA: Ich habe zwar keinen Kilometerzähler an den Füßen, aber es werden fast 10 000 Kilometer sein!"

„Auf welcher Position spielst du beim Eishockey?"

KARIN KANIA: „Eishockey spielen wir manchmal im Training zur Auflockerung. Unser Trainer, Reiner Mund, kommt ja von den Eishockeyspielern. Eine Position spielt da eigentlich niemand. Alle laufen dem Puck hinterher und jeder ist froh, ihn einmal zu bekommen. Unser Eishockeyspiel ist ziemlich ulkig."

„Du hast in deiner Sportart viel erreicht. Welche Ziele hast du dir jetzt gesetzt?"

KARIN KANIA: „Nach der Geburt meines Sohnes Sascha habe ich ein Jahr pausiert und erst im letzten Winter wieder mit dem Laufen begonnen. Mein neuer Start war ja mit dem Gewinn der Weltmeisterschaft im großen Mehrkampf in Holland und der Weltmeisterschaft im Sprint in Japan sehr erfolgreich. Ich habe in diesem Sommer sehr hart trainiert und bin für alle Wettkämpfe in diesem Winter sehr optimistisch. Mein großes Ziel sind aber die Olympischen Spiele in Calgary. Da muß ich durch Leistung meine Kandidatur bestätigen. Das wären meine dritten Olympischen Spiele, und da möchte ich für mein Land noch einmal ganz erfolgreich sein!"

„Welches Hobby hast du, wenn du nicht auf dem Eis bist?"

KARIN KANIA: „Meine Familie! Mein Mann und mein Sohn Sascha. Beide müssen viel Verständnis aufbringen, wenn man so oft wie ich im Winter auf Reisen ist. Das Wissen, daß sie hinter mir stehen, gibt mir auch die nötige Kraft im Training und im Wettkampf. Aber ich lese auch gern, mache Handarbeiten und höre gern jede Art von Musik."

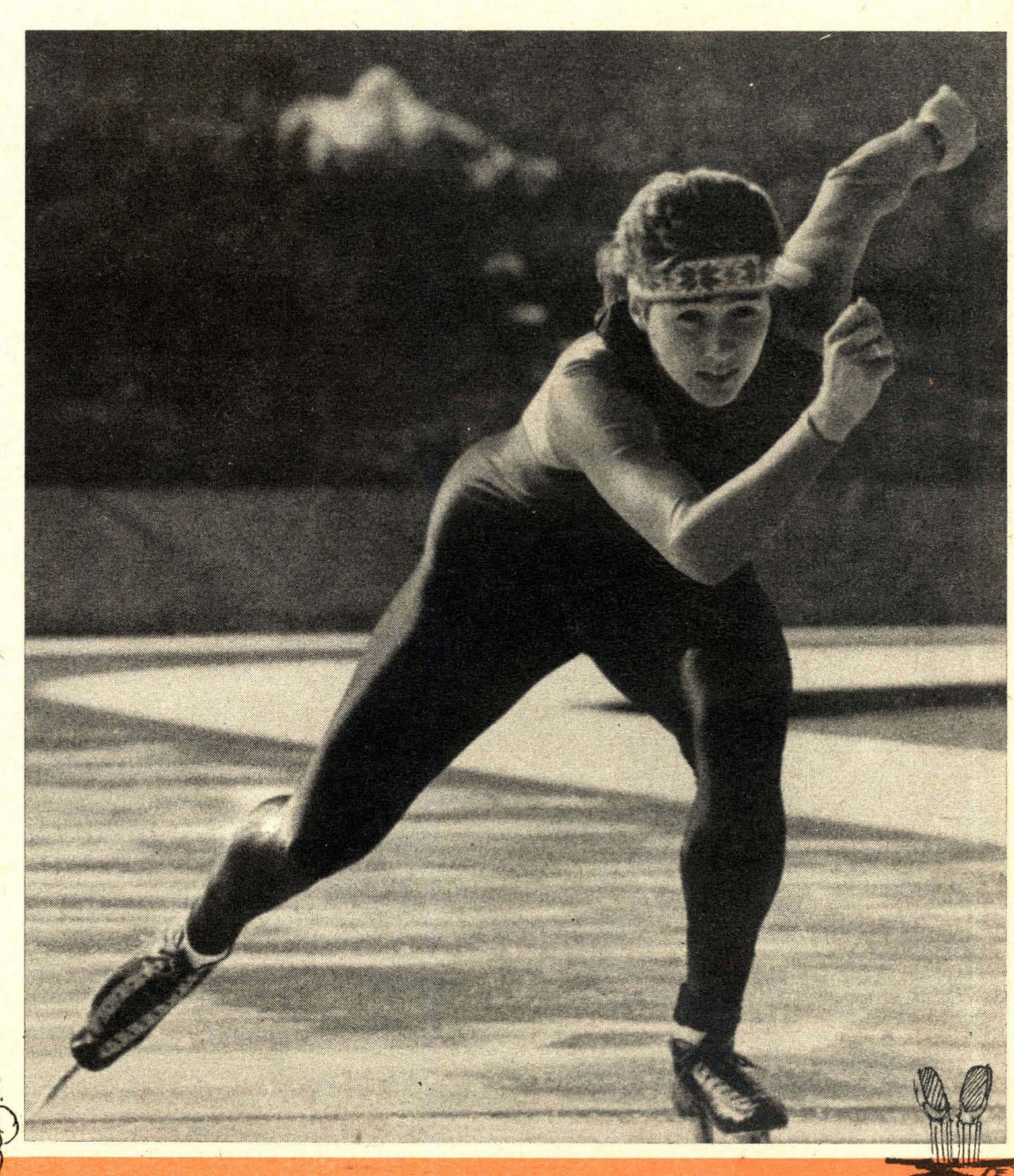
„Welchen Tip hast du für junge Schlittschuhläufer?"

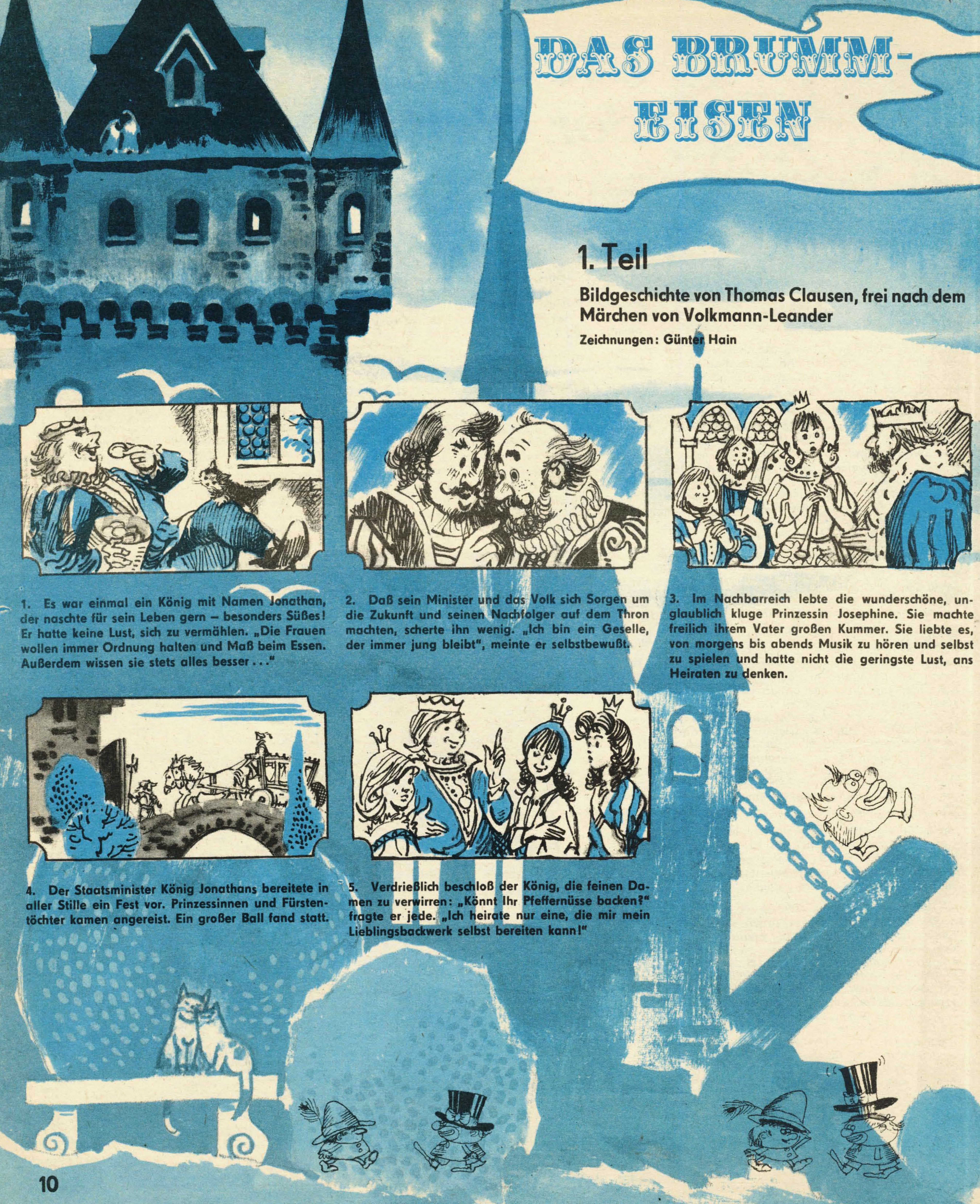
KARIN KANIA: „Voraussetzung für diesen Sport ist, daß man sich erst einmal sicher auf den Schlittschuhen bewegen kann. Und dann sollte man zu einem Trainingszentrum gehen und dort, wenn möglich, mit dem Training beginnen!"

„Frösi" wünscht Karin Kania für alle Eisbahnen, auf denen sie startet, Hals- und Beinbruch und immer die Nase vorn!

Peter Klaus Eckert

Fotos: Frank Wegner





DAS BRUMM-EISEN

1. Teil

Bildgeschichte von Thomas Clausen, frei nach dem Märchen von Volkmann-Leander

Zeichnungen: Günter Hain

1. Es war einmal ein König mit Namen Jonathan, der naschte für sein Leben gern – besonders Süßes! Er hatte keine Lust, sich zu vermählen. „Die Frauen wollen immer Ordnung halten und Maß beim Essen. Außerdem wissen sie stets alles besser ..."

2. Daß sein Minister und das Volk sich Sorgen um die Zukunft und seinen Nachfolger auf dem Thron machten, scherte ihn wenig. „Ich bin ein Geselle, der immer jung bleibt", meinte er selbstbewußt.

3. Im Nachbarreich lebte die wunderschöne, unglaublich kluge Prinzessin Josephine. Sie machte freilich ihrem Vater großen Kummer. Sie liebte es, von morgens bis abends Musik zu hören und selbst zu spielen und hatte nicht die geringste Lust, ans Heiraten zu denken.

4. Der Staatsminister König Jonathans bereitete in aller Stille ein Fest vor. Prinzessinnen und Fürstentöchter kamen angereist. Ein großer Ball fand statt.

5. Verdrießlich beschloß der König, die feinen Damen zu verwirren: „Könnt Ihr Pfeffernüsse backen?" fragte er jede. „Ich heirate nur eine, die mir mein Lieblingsbackwerk selbst bereiten kann!"



6. „Ich will nicht zum Ball!" empört sich Josephine, jedoch der König läßt die Kutsche verfahren. „Der, den ich heirate, muß musizieren können!" forderte sie. „Ja, er soll das Brummeisen spielen, mein Lieblingsinstrument!"

7. Ihr Vater seufzte, dann fuhren sie ins Nachbarreich. Doch unterwegs, schon sind sie nahe dem Palast von König Jonathan, zerbricht ein Kutschenrad. Prinzessin Josephine schlich davon ...

8. Vergnügt, weil alle Vornehmen das Gesicht verzogen, lief König Jonathan dem Fest davon, zu seinem Fischteich. Er will angeln. In einem seiner Boote sieht er ein zauberhaftes Mädchen, das die Flöte blies. Er lauscht ganz hingerissen, obwohl er sich sonst nie etwas aus Flötentönen machte.

9. Auf einmal hörte er: „Hilfe, ich ertrinke!" Das Boot war gekentert. Jonathan stürzte sich ins Wasser, schwamm, rettete die Schöne, und als er sie am Ufer absetzte, ist er schon rettungslos verliebt.

10. Verlegen lächelten sich beide an. Auch die Prinzessin ist sehr angetan von ihrem Retter. Da kommen plötzlich Jonathans Minister und Josephines Vater. Beide aufgeregt. Die zwei Verliebten trennen sich ohne zu ahnen, wer der andere ist.

Fortsetzung folgt

Als die Steppen-steine glühten



Reisenotizen aus dem größten Steinkohlentagebau der Welt

Vor mehr als 100 Jahren, so erzählt eine kasachische Legende, habe der Jäger Kosum Pschembajew in der Steppe ein Feuer entzündet, um sich zu erwärmen. Auf der mit Steinen befestigten Feuerstelle verbrannte er Kamelmist. Anderes gab die karge Steppenlandschaft an Brennbarem nicht her. Wer aber beschreibt Kosums Verwunderung, als er sah, daß nicht nur der Kamelmist brannte, sondern auch die schwarzen Steine ringsumher feuerrot glühten?

Der pfiffige Jäger markierte die ungewöhnliche Fundstelle mit zwei Pferdeschädeln und einem Brocken Steinsalz (Ekibastus). Kosum ahnte zu diesem Zeitpunkt nicht, daß er soeben einen der reichsten Schätze dieser Erde entdeckt hatte. Um das Ausmaß des einmaligen Fundes in seiner ganzen Größe zu erkennen, dazu bedurfte es noch sehr viel Zeit. Heute weiß man: Rund 13 Milliarden Tonnen bester Steinkohle lagern hier!

Stünde Kosum in diesen Tagen an der Stelle, an der er einst vom Jagen Rast machte (welch glücklicher Zufall!), er wäre sicher wie wir baß vor Erstaunen: Vor uns, inmitten der Steppe, tut sich eine riesige Schlucht auf. Sie ist mehr als 150 Meter tief, mehrere Kilometer lang und Tausende Meter breit. Mächtige Schaufelradbagger von der Höhe eines mehrstöckigen Hauses fressen sich in das schwarze Gestein, das über lange Förderbänder direkt in die Züge gelangt. Wir sind Gast im größten Steinkohlentagebau der Welt, in kasachischer Steppe, 4 000 Kilometer von zu Hause entfernt.

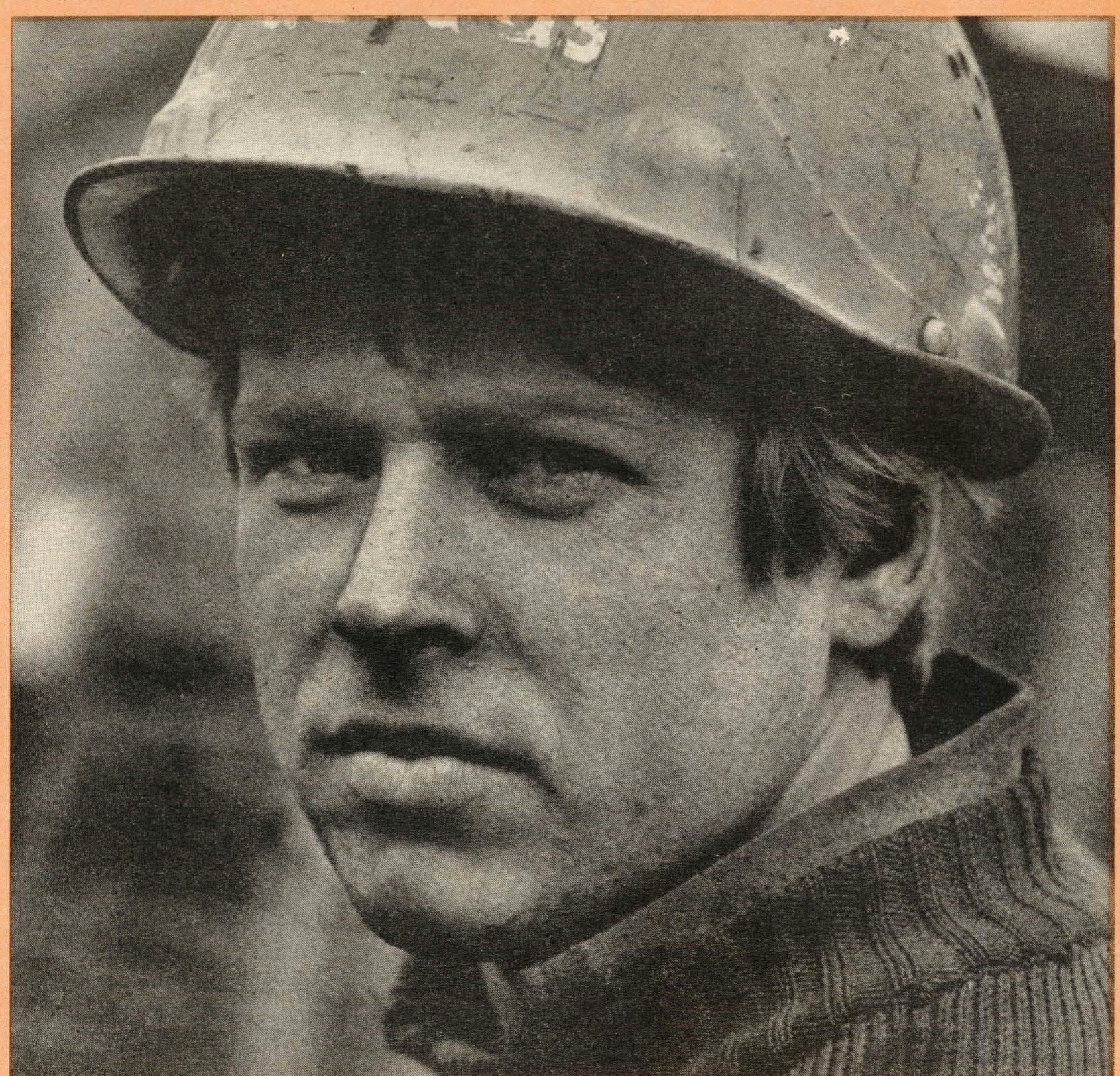
Vom schweren Anfang

Seit der Zeit, da Kosum Pschembajew seine unschätzbare Entdeckung machte, hat es nie an Versuchen gefehlt, das schwarze Gold der Steppe Kasachstans gewinnbringend abzubauen. Russische und britische Unternehmer witterten das große Geschäft schon zu Beginn des Jahrhunderts. Die einen übernahmen sich, die anderen wurden von der Oktoberrevolution überrascht. Diese setzte jedem Profitstreben ein Ende. Der Kohleschatz von Ekibastus wurde nationalisiert. Doch Bürgerkrieg und zweiter Weltkrieg setzten der vollständigen Erschließung des Steppenreichtums immer wieder Schranken.

So schlug die eigentliche Geburtsstunde von Ekibastus genaugenommen erst im Jahre 1954. Diejenigen, die von Anfang an dabei waren, können sich noch gut an die ersten Wochen und Monate erinnern. Nikolai Belik, heute technischer Direktor von „Ekibastuskohle", ist einer von ihnen. Er schildert das Ekibastus des Jahres '54 so: eine karge, ärmliche Steppensiedlung, die in der Sommerhitze durstete und durch die im Winter bei minus 40 Grad eisige Stürme wehten. Den Bauleuten und Bergarbeitern fehlte es in der Anfangszeit oftmals am Notwendigsten: an Baumaterial, Wasser, Technik, Geräten, entsprechender Kleidung. Auch die Versorgung mit Lebensmitteln reichte manchmal nicht aus. Doch Belik und seine Genossen trotzten allen diesen Widrigkeiten. Sie alle verband der Pioniergeist jener Jahre und das Streben, der Erde das schwarze Gold zu entreißen.

Heute fahren wir durch ein Ekibastus, das mit der tristen Siedlung von damals nur noch den Namen gemeinsam hat. Rund 130 000 Einwohner, so erfahren wir von Nikolai Belik, zählt die Stadt. Und was man einst entbehren mußte, gehört längst zum Alltag: moderne mehrstöckige Wohnhäuser, breite Alleen, Parks, ein Kulturpalast, Kindergärten, Schwimmbassin und Einkaufsstätten.

Die Kohle, so hören wir in dieser jungen Stadt oft, hat uns den Reichtum in die Steppe gebracht. Und dabei denkt man sicher nicht nur an die ansehnliche Lohntüte, sondern an die gesamten Lebensbedingungen in Ekibastus.



Ein Partner, auf den man bauen kann

Nikolai Belik, der dynamische weißhaarige Sechziger, begleitet uns auf der Fahrt zu den drei Schatzgruben von Ekibastus: Sewerny, Bogatyr und Wostotschny. Der Neuaufschluß der letzten Grube ist noch in vollem Gange. Während wir von einer Anhöhe aus in die Tiefe blicken, in der die Züge und Riesenbagger wie Spielzeug aussehen, erfahren wir, daß in Ekibastus jährlich rund 80 Millionen Tonnen Steinkohle gefördert werden. 1990 sollen es schon 100 Millionen Tonnen sein. Wollte man, so sagt Belik, die bisher hier gewonnene Kohle in einem einzigen Zug befördern, so würde dieser fünfmal um den Erdball reichen!

Mit der Kohle von Ekibastus werden heute mehr als zwanzig Kraftwerke im Ural, in Sibirien und in Kasachstan versorgt.

Kommt man mit den Kohlekumpeln von Ekibastus ins Gespräch, dann ist meist sehr bald von TAKRAF, von Lauchhammer, von Köthen und den guten Spezialisten und Kollegen aus der DDR die Rede.

Der Leiter der Grube „Wostotschny", Wladimir Axinin, ein kräftiger Mann mit breitem, offenem Gesicht, sagt es so: „Die Geschichte von Ekibastus ist auch die Geschichte einer großen, freundschaftlichen Zusammenarbeit unserer Länder."

Sechzehn Riesenbagger aus der DDR arbeiteten zur Zeit in den drei Gruben. Der siebzehnte werde auf dem Montageplatz für seinen Einsatz vorbereitet. „Der Einsatz moderner Technik aus der DDR", so Axinin, „ermöglicht es uns, die Arbeitsproduktivität in Ekibastus zu erhöhen, die Kohle wirtschaftlicher zu fördern. Von dieser Zusammenarbeit gewinnen beide Volkswirtschaften."

Auch Waleri Priwalok, junger Maschinist auf einem TAKRAF-Bagger, schwört auf seine Anlage aus der DDR. „Ich sitze seit knapp einem Jahr auf diesem Bagger. Das reicht, um sagen zu können: Es macht Spaß, mit dieser Maschine zu arbeiten. Der Bagger ist gut konstruiert, und wir bringen hohe Leistungen mit ihm. Wer sollte da nicht zufrieden sein?"

Dort, wo der Bagger Nummer siebzehn montiert wird, treffen wir Rudi Rexin, der als Chefingenieur das kleine Kollektiv der DDR-Spezialisten leitet. Auch er bestätigt die gute Partnerschaft mit seinen sowjetischen Kollegen. „Wenn es sein muß, sind wir auch nachts zur Stelle." Partnerschaft ist für ihn nicht nur Schulterklopfen, sie ist auch Meinungsstreit, Auseinandersetzung um den besten Lösungsweg. Alles, so sagt er, sei dem Ziel untergeordnet, dem Partner die Anlage pünktlich und in hoher Qualität zu übergeben.

Baikonur und Ekibastus

Verläßt man Ekibastus in Richtung Pawlodar, Zentrum des Gebietes, so dauert es nur wenige Minuten, und links und rechts der Straße breitet sich wieder die braune, sonnenverbrannte Steppe Kasachstans aus, flach wie ein Teller und bis zum Horizont reichend. Durch diese Steppe ritt einst der Jäger Pschembajew, bevor er den Schatz entdeckte und noch viele Jahre danach. 93 Jahre, so sagten unsere Gastgeber in Ekibastus, sei der Jäger alt geworden. Sehr alt, doch nicht alt genug, um zu erleben, wie „sein" gewaltiger Schatz zum Nutzen der Menschen gehoben wird. Einhundert Tonnen des Steppengoldes werden heute in jeder Minute (!) ans Licht geholt. Ein Wunder? Nun, dann müßte man wohl auch den Steppen-Weltraumbahnhof Baikonur nennen, „nur" runde 1 000 Kilometer von Ekibastus entfernt. Was für Ekibastus gilt, gilt auch für Baikonur und umgekehrt. Hier wie dort sind es Menschen, die dieses Wunder möglich machen.

Gerald Hübner

Fotos: Volkmar Billeb



PUSCHKIN

Am 10. Februar dieses Jahres begehen wir den 150. Todestag des Begründers der russischen Nationalliteratur, Alexander Sergejewitsch Puschkin.

Maxim Gorki sagt über ihn:

„... Puschkin hat gleichsam eine neue Sonne über dem kalten, düsteren Land entzündet, und die Strahlen dieser Sonne befruchteten es sogleich."

Zar und Adel fürchteten die revolutionäre Kraft seines Worts. Puschkin wurde 1820 verbannt und später ständig von der zaristischen Polizei beaufsichtigt.

Die Sprache Puschkins war, wie in dem nachstehenden Gedicht, einfach, genau, treffend und volksverbunden.

Die Wolke

Verspätete Wolke aus Wettergedräue!
Du treibst noch allein
durch lasurene Bläue,
Du wirfst noch allein
eines Schattens Gespenst,
Allein zu betrüben den Tag,
der uns glänzt.

Noch unlängst da hieltst du
umfangen den Himmel,
Umsponnen von drohender
Blitze Gewimmel;
Da hast du in rätselndem
Donner zuletzt
Die lechzende Erde
mit Regen genetzt.

Genug denn, verschwinde!
Die Zeit ist verstrichen,
Die Erde erfrischt
und das Wetter gewichen,
Der Windhauch liebkost jetzt
die Blätter am Baum
und treibt dich vom blauen
beruhigten Raum.

Alexander Puschkin

Zeichnungen: Karl Fischer



Meine Stadt heißt „Friedensstadt"

Text und Musik: Dieter Brunner

Ein Blumenstrauß zum Frauentag

Text und Musik: Manfred Heilmann

2. Wir ehren euch und sagen euch Dank
für alles, was ihr mit Herz und Hand
geschaffen habt für unser Land und die Menschen.
Drum hört, was wir euch allen heute wünschen:
Zum Frauentag ...

3. Wir Kinder haben oft ein Problem.
Wo gehen wir damit hin – zu wem?
Zur Mutti natürlich, sie kann stets erklären
was gut ist. Doch jetzt soll sie uns anhören!
Zum Frauentag ...

Zeichnungen: Jana Ruika

GERAER SPATZEN-GEZWITSCHER

Die Spatzen zwitschern es vom Dach: Im Februar 1987 findet das 5. Nationale Festival „Goldener Spatz" für Kinderfilme der DDR im Kino und Fernsehen in Gera statt. „Frösi" sprach mit Beate Hanspach, Präsidentin des Nationalen Zentrums für Kinderfilm- und -fernsehen, über den diesjährigen Wettstreit um den begehrten „Goldenen Spatzen".

Was gibt es diesmal in Gera zu sehen?

Zur Eröffnung des Festivals erst einmal etwas, was es bisher in noch keinem Kino zu sehen gab: nämlich die neueste Kinderfilmproduktion aus Babelsberg, „Das Schulgespenst" von Rolf Losansky nach Peter Abrahams gleichnamigem Kinderbuch. Ansonsten stehen fast 30 Stunden Trick- und Dokumentarfilme, Spielfilme und Fernsehspiele sowie publizistische Beiträge aus Adlershof auf dem Festivalprogramm. Insgesamt etwa 50 Filme und Videos, die seit dem 4. Festival vor zwei Jahren entstanden sind.

Seit wann zwitschert der Spatz eigentlich schon in Gera?

Als Festivalvogel traf er das erste Mal 1979 ein und baute dort sein Nest. Seitdem kehrt er alle zwei Jahre in die Bezirksstadt im Süden der DDR zurück. Die Idee für ein Fest des Kinderfilms für Kino und Fernsehen entstand auf dem III. Kongreß der Film- und Fernsehschaffenden 1977. Zuvor wurden bereits siebenmal nationale Kinder- und Jugendfilmwochen in verschiedenen Bezirksstädten der DDR veranstaltet.

Und wer schuf den Spatzen als Symbol und Preis?

Der Geraer Grafiker Rolf F. Müller. Sein Spatz schmückte bereits seit Jahren Plakate von Geraer Kinderfilmveranstaltungen. Zum ersten Treffen der Filmemacher erhielt der Spatz seine golden schimmernde Glasgestalt.

Wer entscheidet über die Preisvergabe?

Eine Fachjury, der Filmemacher, Kritiker, Lehrer und Pionierleiter angehören, vergibt insgesamt dreimal den „Goldenen Spatzen". Aber auch die Kinder, für die die Filme entstanden sind, haben ein Wörtchen mitzureden. Eine Kinderjury mit Mädchen und Jungen aus verschiedenen Schulen des Bezirkes Gera verleiht stellvertretend für das junge Publikum Sonderpreise.



Apropos mitreden. Sind wieder Filmdiskussionen geplant?

Rund um den Film findet eine ganze Menge statt. Gespräche mit den Filmschöpfern, Kritikern und Jurymitgliedern sowie internationalen Festivalgästen. Informationsvorführungen machen mit Kinderfilmen über die eigentlichen Wettbewerbsbeiträge hinaus bekannt. Ein großes Filmfest wird viele Familien anziehen. Und für alle die, welche nicht in Gera dabeisein können, berichtet das Fernsehen vom Festival.

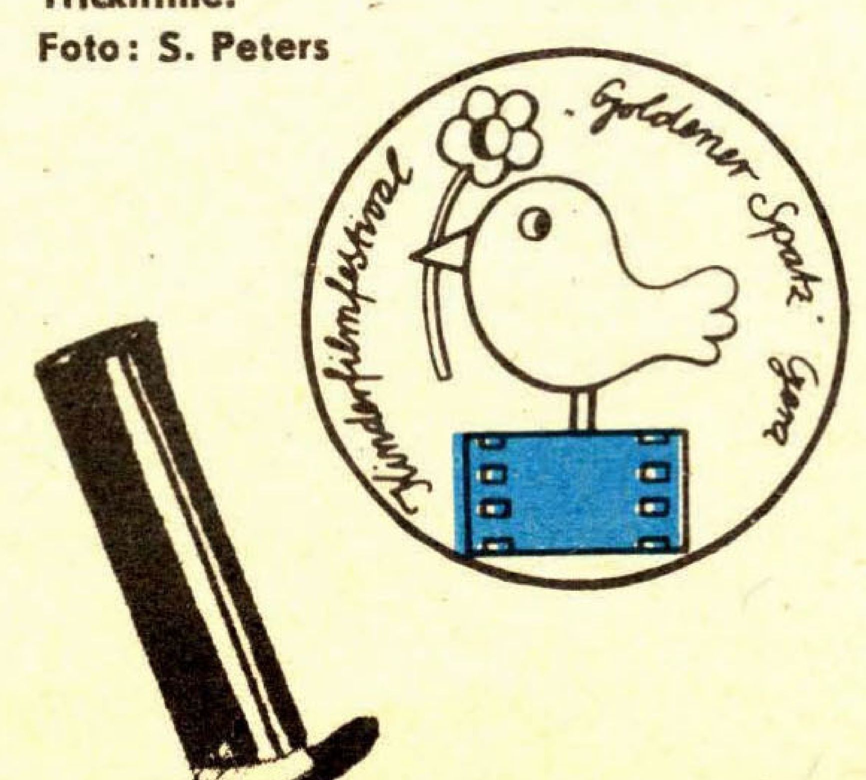
Gibt es schon einen Spatzen-Spitzenkandidaten?

Noch herrscht Ungewißheit, wer die edlen Vögel mit nach Hause nehmen wird. Aber spätestens nach Abschluß des Festivals werden es die Spatzen schon von den Dächern pfeifen.

Jutta Kleinert

Folgende Filme sind u. a. auf dem 5. Festival zu sehen: „Der Bärenhäuter", „Gritta von Rattenzuhausbeiuns", „Jan auf der Zille", „Der Junge mit dem großen schwarzen Hund", „Das Schulgespenst" sowie „Jorinde und Joringel", „Sagenhaftes vom Petermännchen", „Wie man kein König wird", „Wigwam für die Störche", „Händel in Halle" und mehrere Trickfilme.

Foto: S. Peters



Film-SPIEGELEIEN

Ein Blick in den Kinospielplan 1987

In die Zukunft schauen oder die Zeit zurückdrehen, Unglaubliches glaubhaft machen oder per Trick Geschichten erzählen – all das kann Kino. Aufregend, spannend und unterhaltend wird es auch in diesem Jahr wieder auf der Leinwand zugehen. Hier ein kleiner Vorgeschmack.

Filmhelden, mit denen ihr lachen, bangen und mitfühlen könnt, stellt euch „Der Schwur von Rabenhorst" vor. Der neue DEFA-Kinderfilm von Hans Kratzert spielt 1949 in einem kleinen Dorf in der Altmark. Thomas, Renate und Ernst schwören einen feierlichen Eid für ihren „Bund der Gerechten", Störtebeker ist ihr Vorbild. Und wie er, wollen die drei Gerechtigkeit herstellen, von den Reichen nehmen und den Armen geben. Als aber Neulehrer Mathies eine Pioniergruppe gründet, in die auch Thomas und Renate eintreten, bröckelt der Dreierbund. Ernst versucht, im Alleingang sich und seine Ideale durchzusetzen. Erst ein schlimmes Ereignis läßt Thomas, Renate und Ernst wieder zusammenfinden.

„Jurkas großer Freund" heißt der sowjetische Kinderfilm, der die Geschichte eines Zehnjährigen erzählt. Jurkas neues Zuhause ist ein kleines belorussisches Grenzdorf, über tausend Kilometer von seinen ehemaligen Freunden entfernt. Jurka fühlt sich einsam, bis er den jungen Gefreiten Schachnasarow kennenlernt, von allen nur „Schach" genannt. Mit ihm, dem Hansdampf in allen Gassen, beginnen Entdekkungsreisen durch Wald, Dorf und Garnison.

Eine Entdeckung macht auch der Leiter eines Mädchenchores. Er hat sich im Datum geirrt, der Sängerwettstreit findet später statt. Und so nutzen die Mädchen die freie Zeit, um mit Bach und Pop allen Jungen einer Fußballmannschaft gründlich den Kopf zu verdrehen. „Streichle der Katze die Ohren" ist ein heiterer Gegenwartsfilm aus der ČSSR mit Musik.

Filmstar des sowjetischen Streifens „Der Liebling des Publikums" ist zweifelsohne der Pudel Arto. Mit seinen Tanz- und Rechenkünsten erobert er die Zirkuswelt – gemeinsam mit Clown Lopatin und dem kleinen Serjoscha. Doch eines Tages müssen sie Abschied nehmen von der Manege. Die bunten Kostüme und eine Geige sind ihr einziger Besitz. Trauriges und Aufregendes erleben sie auf ihrer Wanderschaft.

Jutta Kleinert

Foto: Progreß



Er hat uns die Gestirne näher gebracht

Vor 200 Jahren, am 6. März 1787, wurde der deutsche Physiker Joseph von Fraunhofer geboren



Diese Lebensgeschichte erzählt von einem Pechvogel von Jungen, der so arm war wie eine Kirchenmaus, von einem Fürsten, der zuweilen gütig und hilfreich sein konnte und von einem Unglück, das sich zum Glück wendete.
Das Unglück ereignete sich in München und geschah am 21. Juli 1801, einem warmen Sommertag. Die Luft war so klar, daß man die fernen Alpen erblicken konnte. Die Sonne strahlte fröhlich auf Münchens Bürger herab, auf die emsigen Marktweiber, Kaufleute und Handwerker ebenso wie auf Müßiggänger, die in schattigen Winkeln herumstanden und schwatzten oder einfach Löcher in die Luft starrten. Fuhrleute lenkten geschickt ihre schweren Pferdelastwagen durch gewundene, holperige Gassen, während auf den breiten Prachtstraßen der bayrischen Hauptstadt elegante Kutschen eilig dahinrollten. Und in seiner Residenz empfing Kurfürst Maximilian, der Landesherr und spätere König von Bayern, wie gewohnt seine Minister. Es war ein geschäftiger Alltag wie jeder andere.
Plötzlich ein Krachen, anhaltend und erschreckend laut, als seien irgendwo Pulverladungen hochgegangen. Man hörte Angstschreie, Hilferufe, und dann sah man, wie über den niedrigen, krummen Dächern eine graue Staubwolke in den Himmel stieg. Eine aufgeregte Menschenmenge rannte im Tiereckgäßchen zusammen, zum Ort der Katastrophe. Hier waren ohne ersichtliche Ursache zwei benachbarte Häuser eingestürzt; ein gewaltiger Schuttberg mit einem Durcheinander von Steinen, Dachgestühl und Hausrat versperrte die Gasse. Das eine Haus hatte wegen seiner Baufälligkeit seit langem leer gestanden, das andere jedoch war soeben noch Wohnstätte gewesen und gehörte dem Spiegelmacher und Glasschleifer Philipp Weichselberger. Aschfahl im Gesicht stand der Meister vor den Trümmern und rief in heller Verzweiflung: „Mein Weib war im Haus. Und der Lehrbub auch!"
Beherzte Männer warfen ihre Jacken ab und begannen, den Schuttberg abzutragen. Die Frau des Meisters fanden sie erschlagen. Beim weiteren Graben vernahmen sie wie aus weiter Ferne die Stimme des Lehrjungen, der um Hilfe rief. Jedermann in der Nachbarschaft kannte das schmächtige, bleiche Kerlchen, den vierzehnjährigen Fraunhofer Joseph. Der Meister ließ ihn vom frühen Morgen bis in den späten Abend arbeiten und gönnte ihm kaum eine freie Minute. Dennoch war Joseph ein freundlicher Junge, wenn auch seine Augen immer etwas traurig in die Welt blickten. Er hatte keine Eltern, zu denen er sich flüchten konnte; sie waren früh gestorben, und so war er dem Willen seines Meisters gänzlich ausgeliefert. Und nun lag dieser unglückliche Bursche unter den Trümmern.
Inzwischen hatte sich der Kurfürst an die Unglücksstätte begeben und – so berichtet ein Augenzeuge darüber – „kam öfters zu der Öffnung, an welcher man nach dem Knaben grub". Erst nach mehreren Stunden gelang es den Rettern endlich, den Jungen zu befreien. Man atmete auf, als ein Arzt feststellte, daß er nur leicht verletzt sei. Kurfürst Maximilian ordnete an, für die Heilung des Jungen zu sorgen. Und sowie dieser gesund sei, wolle er ihn wiedersehen.
So geschah es auch. Eines Tages saß der Lehrjunge mit großem Herzklopfen dem Kurfürsten gegenüber, der ihn freundlich nach seinen Lebensverhältnissen befragte. Er versprach dem verwaisten Jungen, daß er ihm stets Vater sein wolle, wenn er für sein berufliches Fortkommen Hilfe brauche. Beim Verabschieden schenkte er dem Knaben, dem vor Verlegenheit die Röte bis in die Ohren schoß, achtzehn goldene Dukaten. Damit besaß Joseph von Fraunhofer zum ersten Male in seinem Leben ein bescheidenes Vermögen.

●

In den folgenden Jahren mußte der junge Fraunhofer manchesmal um das tägliche Brot ringen und mit anderen Nöten fertig werden. Doch er hatte nicht den Mut, den König an sein Versprechen zu erinnern. Unter unglaublichen Schwierigkeiten schaffte er es, sich aus eigener Kraft zum forschenden Techniker und Wissenschaftler emporzuarbeiten. Auf Grund seiner großen Verdienste, die er sich beim Bau eines großen Himmelsfernrohres, eines wahren Meisterwerks, erworben hatte, wurde Fraunhofer 1824 vom bayrischen König geadelt. Doch zur Welt gekommen ist er als „armer Leute Kind", als das zehnte eines Glasermeisters, der mit seiner Familie in dem niederbayerischen Städtchen Straubing unter den dürftigsten Verhältnissen lebte.
Als Fraunhofer mit zwölf Jahren beide Eltern verlor, brachte ihn sein Vormund nach München. Dort nahm ihn der Spiegelmacher Weichselberger als Lehrling auf, obwohl niemand für ihn das damals übliche Lehrgeld zahlen konnte. Für diese „Gnade" mußte sich der Junge allerdings verpflichten, sechs Jahre ohne jeglichen Lohn für seinen Meister zu arbeiten.
Fraunhofers Wunschtraum war es, ein tüchtiger Optiker zu werden. Daher kaufte er sich von einem Teil des Geldgeschenkes eine Glasschleifmaschine. In seiner karg bemessenen Freizeit begann er auf eigene Faust, optische Gläser zu schleifen. Aber sehr bald mußte er einsehen, daß Geschicklichkeit und Fleiß allein nicht genügten, um Brillen, Fernrohre oder andere optische Instrumente herzustellen. Er beschaffte sich Bücher, um sich im Selbststudium die notwendigen theoretischen Kenntnisse anzueignen. Dieser Bildungshunger war seinem Meister ein Dorn im Auge. Er untersagte dem Jungen, die Sonntagsschule zu besuchen und verbot ihm strikt, beim Lesen Licht zu brennen.
Diese Schikanen mochte Fraunhofer nicht länger hinnehmen. Er verwendete seine letzten Dukaten dafür, seinem Meister den Rest der Lehrzeit abzukaufen. Zwar mußte er, um nicht zu verhungern, immer wieder für einige Zeit in Weichselbergers Dienst treten, nun jedoch als ein Geselle, der seinen Lohn zu beanspruchen hat. Und nun durfte er nach Herzenslust studieren und in die Sonntagsschule gehen, so oft es ihm beliebte. Auf diese Weise erwarb er sich umfangreiche mathematische und physikalische Kenntnisse, vornehmlich auf dem Gebiet der Optik.

●

Fraunhofers Aufstieg zum geachteten Physiker ist erstaunlich, seine wissenschaftlichen Erfolge und Entdeckungen sind bis auf den heutigen Tag von Bedeutung. Mit 21 Jahren war er bereits ein angesehener Mitarbeiter des **Mathematisch-mechanischen Instituts** in München, einer Werkstatt, in welcher vornehmlich Himmelsfernrohre und Vermessungsgeräte gebaut wurden.
Als Leiter einer Glasschmelze war er bemüht, optische Gläser hoher Qualität zu schaffen. Nach zahlreichen Versuchen gelang es ihm, große schlierenfreie[1] Prismen und optische Linsen für Himmelsfernrohre herzustellen. Mit Hilfe dieser Prismen zerlegte er das durch einen schmalen Spalt gehende Sonnenlicht in seine Spektralfarben. Bei diesen Experimenten entdeckte er, daß das Sonnenspektrum an vielen Stellen von haarfeinen schwarzen Linien durchsetzt ist. Er fand 657 von ihnen; später hat man mehr als 2 500 entdecken können. Sie werden zu Ehren ihres Entdeckers Fraunhofersche Linien genannt.
Im Spektrum anderer weißer Lichtquellen konnte Fraunhofer solche Linien nicht aufspüren. Er fand auch eine Erklärung für diese Erscheinung: Im Sonnenlicht fehlen bestimmte Farbanteile des Lichts, genauer gesagt, es fehlen Lichtwellen bestimmter Längen. Für Fraunhofer waren diese Linien ein Hilfsmittel, um die optischen Eigenschaften verschiedener Glassorten zu bestimmen und die Brechungsverhältnisse, die sich beim Durchgang von Licht durch ein Glas ergeben, genau zu messen. Er verfolgte damit das Ziel, möglichst vollkommene achromatische Fernrohrlinsen herzustellen. Man versteht darunter Linsen, die frei von störenden Farbfehlern sind. Er hatte auch Erfolg, und die von ihm konstruierten Himmelsfernrohre für etliche Sternwarten wurden begehrt und bewundert.
Joseph von Fraunhofer war von Jugend auf körperlich schwach und anfällig gewesen. Im Dezember 1825 warf ihn ein Brustleiden aufs Krankenlager. Er erholte sich nicht wieder; er starb am 7. Juni 1826. Sein Grabstein in München trägt die Darstellung einer seiner berühmtesten Schöpfungen, des Refraktors für die Sternwarte in Dorpat[2] und die Worte: „Approximavit sidera" – „Er hat uns die Gestirne näher gebracht".

KARL REZAC

[1] schlierenfreie = streifenfreie
[2] Dorpat ist der frühere Name einer Universitätsstadt in der Estnischen SSR. Sie heißt heute Tartu.

Zeichnung: Hans Betcke

Emmys Pinsel-Probe

Absender:

In diesem „Frösi"-Heft findet ihr einen Clown. Es ist kein gewöhnlicher, also keiner, der Spaß macht und dann verschwindet. Unserer macht zwar auch Ulk und verschwindet dann, aber es bleibt doch noch eine ganze Menge von ihm. Der „Frösi"-Clown ist nämlich ein verzauberter Tuschkasten! Ja, ihr habt richtig gelesen. Wir wollen euch das natürlich auch beweisen. Nehmt einen Pinsel und ein Glas mit Wasser. Und dann wird losgetuscht

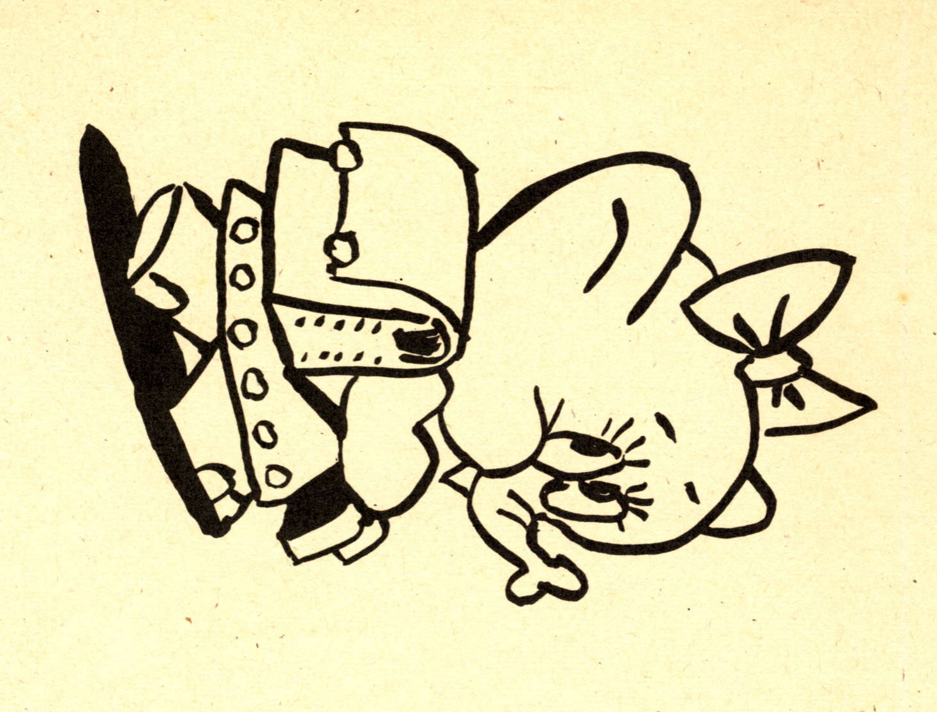
Absender:

Absender:

und flott gepinselt. Emmy stiftet euch vier Faschingspostkarten. Schneidet sie aus, malt sie bunt und verschickt sie dann.
Wir wünschen euch viel Spaß dabei – und sollte unsere Farbe nicht ganz ausreichen, dann könnt ihr natürlich euren richtigen Tuschkasten zu Hilfe nehmen.

Zeichnungen: Horst Alisch

Absender:




GROSSFAHNDUNG



Peter Linse war auf Fotopirsch für die Pionierchronik. Mit der „Knipsmaschine" wollte er festhalten, wie unsere Dörfer und Städte immer schöner werden.
Doch auch hier gilt: Erst den Blick schärfen, dann draufdrücken. Schauen wir uns die einzelnen Bilder an. Vier Fotofehler springen uns förmlich entgegen. Nur das fünfte und letzte Foto ist geglückt. Hier stimmen das Licht, der Vordergrund und die anderen Bildebenen. Auf all diese Dinge solltet ihr achten.
Nun helft unserem Foto-Freund. Welcher Schnappschuß ist in welcher Situation entstanden. Sortiert die Fotos zur jeweiligen Zeichnung. Ihr erhaltet ein Lösungswort, und das sagt euch: Auch beim Fotografieren kommt es auf den richtigen . . . an! Notiert das Lösungswort auf einer Postkarte und schickt sie bis 30. März 1987 an Redaktion „Frösi", Kennwort: Klick, Postschließfach 37, Berlin, 1056.
Wir wünschen euch „Gut Licht", wenn ihr per Fotoapparat in eurem Heimatort erkundet, was sich verändert hat.

Fotos: Werner Popp
Zeichnung: Jürgen Günther
Text: Annette Schlegel

Faustkeil und Roboter

Wenn von Technologien die Rede ist, dann ist damit ursprünglich die Art und Weise gemeint, in der arbeitende Menschen ihre Erfahrungen, ihr Können und ihr Wissen einsetzen, um mit Hilfe einer eigens dafür geschaffenen Technik (also mit Werkzeugen, Geräten, Maschinen, Apparaten) die verfügbaren Stoffe, Energien und nunmehr auch bewußt Informationen zu transportieren, zu bearbeiten und umzuwandeln. Dieses Bemühen diente zu allen Zeiten der Befriedigung solcher elementaren Bedürfnisse wie dem Ernähren, Kleiden, Wohnen, Verständigen, Verteidigen – dem Unterhalt und der Unterhaltung der Menschen.

In den Jahrtausenden ihres Fortschreitens hat die Menschheit immer wieder für ihre Entwicklungsetappen typische leistungsfähige Technologien und demzufolge charakteristische Arbeitsbedingungen hervorgebracht. Soweit es die gesellschaftlichen Umstände zuließen, verbesserte sie damit die materielle und geistig-kulturelle Qualität des Lebens. Erfolge werden sichtbar, wenn man zumindest gedanklich historischen Wegen folgt: vom Faustkeil bis zur Werkzeugmaschine und dem Industrieroboter wurde die menschliche Hand produktiver; vom mühevoll entzündeten Reibfeuer bis zum Kernreaktor vertausendfachte sich die menschliche Muskelkraft; vom Kerbholz und dem Gebrauch der Finger zum Zählen bis zum informationsspeichernden und rechnenden Computer erhielt das menschliche Gehirn leistungsstarke „Partner". Man nennt sie auch Arbeitsmittel, um auszudrücken, daß der Mensch dieses technische Instrumentarium als Mittel seiner Arbeit benötigt, es sozusagen zwischen sich und die Gegenstände der Arbeit: die Stoffe, Energien und Informationen (die Arbeitsgegenstände) schiebt, damit er diese seinen Vorstellungen und Bedürfnissen gemäß verändern kann.

Die Technologie als produktionspraktische Seite der Prozeßgestaltung und Verfahrensführung unter Einsatz der Faustkeile ... Werkzeugmaschinen und Roboter, des Reibfeuers ... und der Kernenergetik, der Zahlen symbolisierenden Finger, des Kerbholzes und der Computer, bestimmte in jedem Entwicklungsstadium der Menschheit maßgeblich, wie produktiv und effektiv die menschliche Arbeit gestaltet werden konnte. Dies gilt für die häusliche, dörfliche, handwerkliche, manufakturelle, industrielle und die großindustrielle





Produktion. Deshalb nennt man die Technologie auch eine Produktivkraft.

Selbst wenn sich das Ergebnis der Produktion in den Jahrhunderten – oder wie beim Brotbacken, sogar in Jahrtausenden – nicht geändert hat, die technologischen Produktionsweisen der verschiedenen ökonomischen Epochen unterscheiden sich deutlich. Tatsächlich gilt: Nicht was gemacht wird, sondern wie, mit welchen Arbeitsmitteln es gemacht wird, unterscheidet die ökonomischen Epochen, die gesellschaftlichen Lebensverhältnisse, den Reichtum, das davon abhängende Denken und Wollen der Menschen. So etwa hat es Karl Marx gesagt.

Wie sich eine technologische Produktionsweise wandelt, wollen wir am Beispiel des Brotbackens verfolgen.

Brot wird in Europa seit mindestens 4 000 Jahren aus Mehl, Wasser, Salz und Lockerungsmitteln hergestellt. Innerhalb der technologischen Linie vom Korn zum Grundnahrungsmittel Brot sind jedoch hinsichtlich der Kornzerkleinerung, der Teigbereitung, der Backprozesse und der dafür eingesetzten Arbeitsmittel erhebliche Entwicklungsunterschiede erkennbar. Auf eine diesbezüglich ebenso aussagekräftige Darstellung des Mahlens von Getreide sowie der Geschichte der Mühlen sei verzichtet. Wir schauen lediglich auf die nachfolgenden Abschnitte der Technologie.

Das Brotbacken ist ursprünglich eine häusliche Tätigkeit, für die anfangs eine einfache, auf den erhitzten Steinboden gestülpte Backglocke aus Ton diente. Die ersten Backöfen fertigte man aus Lehm und gab ihnen Kuppelformen. Jahrtausendelang wurde der Teig ausschließlich mit der Hand zubereitet und verarbeitet, auch noch, als viele Dörfer bereits Gemeindebacköfen besaßen, die mit Holzkohle beheizt oder (weit später) mit Kohlefeuerungen ausgerüstet waren.

Allmählich bildeten sich – im Zuge notwendiger und möglicher Arbeitsteilungen – Handwerksbetriebe heraus und entwickelten in Jahrhunderten ihre Technologien der Teigbereitung und des Backens. Knetmaschinen, Teigteil- und Formmaschinen gehören in den fortgeschrittenen Phasen der handwerklichen Produktion ebenso dazu wie Gasbacköfen, Dampfbacköfen und gar Elektroöfen. In unseren Tagen wird die herkömmliche handwerkliche Chargenproduktion mehr und mehr von kontinuierlichen industriellen Teigbereitungs- und Backtechnologien abgelöst. Dazu gehören beim Backen z. B. Durchlaufbacköfen verschiedener Konstruktionen, in denen die Brote auf einem endlosen, umlaufenden Band transportiert werden. Diese Öfen lassen sich mit Kohle, Gas, Elektroenergie oder Infrarotstrahlung beheizen. All das sind keine Geschmacks- oder Ermessensfragen, sondern von wissenschaftlichen, technischen und ökonomischen Möglichkeiten sowie gesellschaftlichen Notwendigkeiten gleichermaßen beeinflußte Entwicklungen.

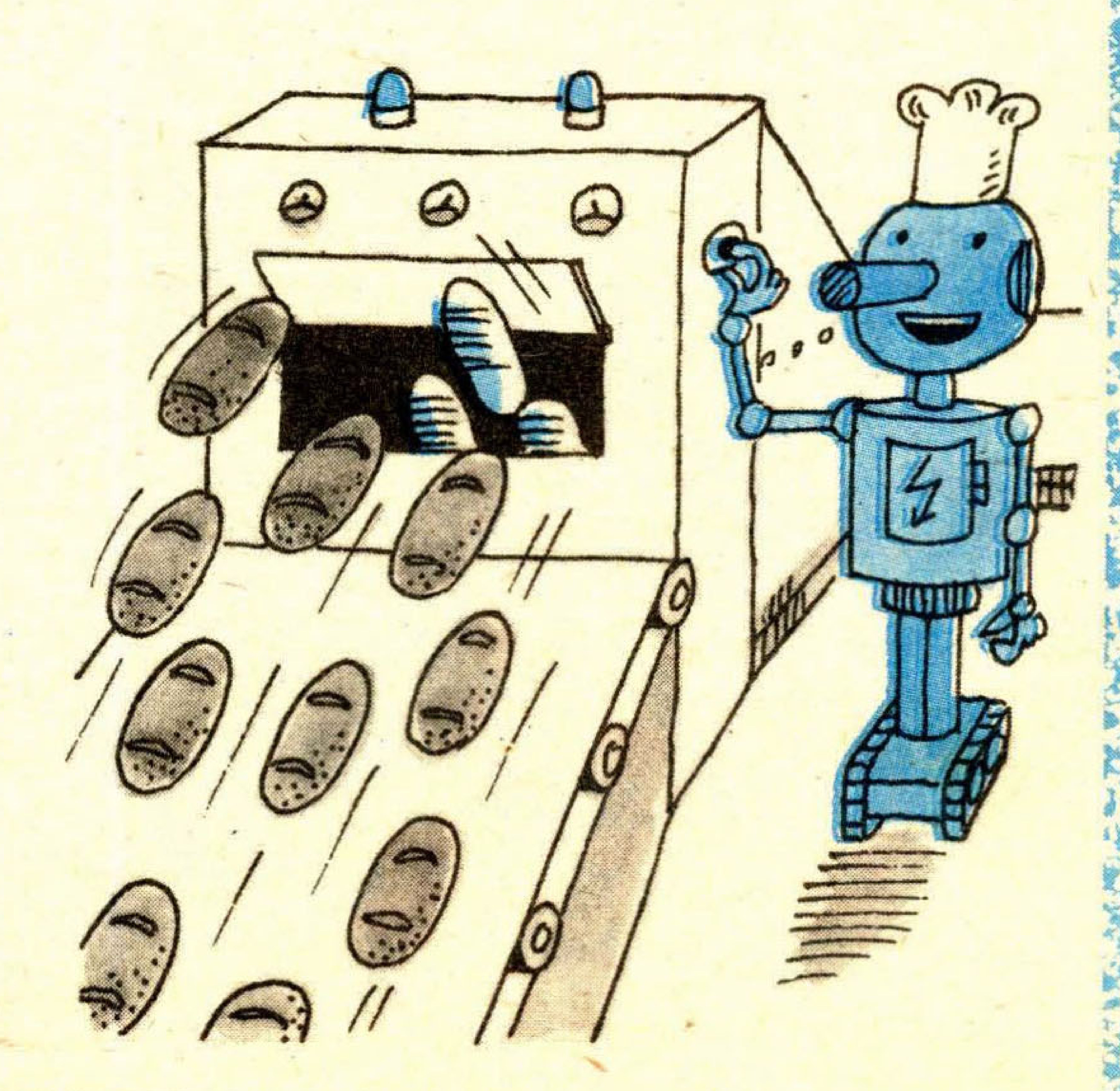
Das Beispiel führt zu der Schlußfolgerung:

Die Bearbeitungsvorgänge und Herstellungsverfahren sind tatsächlich stets von natürlichen, technischen sowie gesellschaftlichen Bedingungen und Potenzen abhängig. Es existiert also eine echte Wechselwirkung zwischen diesen Entwicklungsfaktoren.

Der Entwicklungsstand einer Technologie äußert sich historisch aber auch aktuell in der Qualität sowie Intensität der genutzten Verfahren und technologischen Prinzipien; der zweckmäßigen Prozeßorganisation: dem bestmöglichen Zusammenspiel aller materiellen Elemente des Produktionssystems. Speziell über die Technologie werden darauf zielende praktische Erfahrungen sowie verschiedenartige wissenschaftliche Erkenntnisse in den Produktionsprozeß eingeführt. Das ist nunmehr angesichts der großindustriellen Produktionsmethoden unserer Zeit maßgebend geworden. Letztendlich ist das erreichte technologische Niveau in der gesamten Ökonomie (d. h. der Wirtschaft und die Wirtschaftlichkeit gleichermaßen) erkennbar, prüfbar, und es bestimmt einen wesentlichen Teil des Inhalts und Charakters der Arbeit. Diese Sachverhalte machen die Technologien zu einem erstrangigen Feld und Instrumentarium gesellschaftlicher Entwicklungen. In unseren Tagen spricht vieles für die These, daß grundlegende Veränderungen der technologischen Wirkprinzipien und in deren Folge der technologischen Produktionsweise, das bedeutsamste Merkmal des wissenschaftlich-technischen Fortschritts, damit zugleich eine wichtige Voraussetzung für eine weiterführende Revolution in den Produktivkräften sei.

Prof. Dr. sc. techn. L.-G. Fleischer

Zeichnungen: Horst Schrade



Mamas Blümchen

Andrjuscha Ussolzew kränkelte als Kind viel, aber als er 12 Jahre alt war, hörten die Krankheiten auf. Er überholte seine Altersgefährten in der Körpergröße, in der gesunden Gesichtsfarbe, beim Sport und beim Lernen. „In allem entwickelt sich mein Enkel gut, aber Vaters Charakter hat er nicht", sagte die Großmutter. „Nicht allein mit den hellen Locken ähnelt er sehr der Mutter." Die Großmutter hätte Andrjuscha lieber aus festerem Holz. Es schmerzte sie, daß man ihren Liebling „Mamas Blümchen" nannte.

Als sie einmal mit Andrjuscha allein im Haus war, erzählte sie: „Dein Vater, Andrej, ist mit 12 Jahren schon hinter der Egge gegangen. Was er anpackte, ließ er nicht wieder los. Weder vom Acker, noch vom Schlachtfeld ist er weggelaufen. Er ähnelte deinem Großvater Andrian. Der hatte Charakter. Ob man ihm die Axt oder den Keil gab, er zögerte nicht. Aber in seinen Kinderjahren war er auch sehr oft krank. Er hatte mindestens siebenundsiebzig Krankheiten."

Die Alte blickte auf den stillen, nachdenklichen Enkel und ermutigte ihn: „Aus dir wird schon noch etwas werden. Die hellen Haare werden nachdunkeln und die schmalen Hände breiter werden ... Heute wird man langsamer männlich, man braucht längere Zeit."

Das Gerede der Großmutter empfand Andrjuscha als Kränkung. Er war doch nicht schuld an seinen schlanken Händen und den dünnen Fingern, und er bedauerte das auch nicht. Das waren Mamas Hände. An der Mutter liebte Andrjuscha alles, sogar ihren häßlichen Mädchennamen — Nichtdurchgebacken. Unter dem Zarenregime gab man den einfachen Leuten oft so kränkende Namen. Dafür war Mamas Vorname der schönste auf der ganzen Welt: Jewgenija. Auch so einen Vatersnamen wie ihren konnte man suchen: Iljinitschna. Und mit ihren schlanken Fingern konnte Mutter drei Kühe in der Zeit melken, in der andere nur zwei molken. Sie war überhaupt keine „Nichtdurchgebackene". Nein, Großmutter, dachte Andrej, du hast keinen Grund, Mama weniger zu lieben als den Vater.

Vor drei Tagen hatte Mama, als sie ins Kreiskrankenhaus fuhr, Andrjuscha lange geküßt und ihn ermahnt, Großmutter zu gehorchen. Andrjuscha war gehorsam, doch er sehnte sich nach der Mutter, weil sie sich niemals voneinander getrennt hatten. Und jetzt gab es auf einmal gleich zwei Trennungen. Die zweite war die vom Vater. Den Vater quälten schon viele Jahre Granatsplitter, von denen er jetzt befreit werden sollte. Andrjuschas Mutter war zu ihm gefahren. Aber man wird nicht aus dem Krankenhaus entlassen, wann man es will, sondern wenn es möglich ist. Deshalb waren sie auch so lange weg, und das gehackte Holz ging zur Neige. Fünf Scheite für zwei Öfen waren noch übrig.

Die Großmutter, Warwara Jegorowna, war in einem Alter, wo ihr das Holzhacken schwerfiel und auch nicht mehr zu ihr paßte. Das war keine Frauenarbeit.

Sie sagte: „Andrjuscha, lauf zu den Eltern der Mutter und hole Onkel Tichon. Er möchte für uns Holz hakken, damit wir heizen können. Draußen klirrt der Frost. Wenn Vater zurückkommt, müssen wir gut heizen."

„Sofort, Großmutter", sagte Andrjuscha, zog den Pelz über und lief los. Auf der Straße wurde es schon dunkel. Die Alte war auf der Ofenbank eingeschlafen. Als sie erwachte, war es draußen finster.

Bestimmt habe ich eine Stunde geschlafen, dachte Warwara Jegorowna und erinnerte sich an das Brennholz.

Kein Andrej, kein Brennholz, kein Tichon. Wo kann der Junge nur geblieben sein? Als sie vor dem Fenster ein dumpfes Klopfen hörte, zog sie die Gardine zurück. Sie blickte auf den Hof. An dem Mast brannte hell das elektrische Lämpchen. Es war im vergangenen Jahr angebracht worden, damit man nicht stolperte. Bei dieser Beleuchtung konnte Warwara Jegorowna nicht nur den Holzhacker erkennen, sondern auch die Äste im Holz. Das Brennholz, das muß man dazusagen, hatte in diesem Jahr Ast an Ast und war obendrein drehwüchsig. Mit einer Langsäge wäre es leichter kleinzukriegen. Andrjuscha hatte den Pelz ausgezogen und bemühte sich, das Beil herauszuziehen, welches in einem schweren Birkenknüppel steckte. Der Junge dampfte richtig. Die Großmutter wollte ans Fenster klopfen und den Enkel rufen. Aber irgendwie hielt sie etwas zurück. So begann sie, Andrjuschas Kampf mit dem Birkenklotz zu beobachten.

So sehr er sich auch abmühte, das Beil war wie festgefroren im Holz. Andrej bekam schließlich doch das Beil frei, legte den eigensinnigen Knüppel beiseite, ging zum Stapel und suchte sich einen anderen aus, einen leichteren. Er kann denken! freute sich die Großmutter.

Andrjuscha wischte sich den Schweiß von der Stirn, spuckte wie der Vater in die Hände, hob das Beil über dem Scheit hoch, das er aufrecht hingestellt hatte. Das Scheit bekam einen Sprung. Noch ein Schlag ... Geschafft! Die Sache lief gut. Jetzt war es schon leichter, die Hälften zu teilen und die Viertel in Achtel zu hacken. Jetzt konnte er sich etwas erholen. Er machte ein paar Bewegungen, zwei, drei Freiübungen wie beim Sport.



Wieder verging eine Stunde. Mit unterschiedlichem Erfolg kämpfte Andrjuscha mit den Holzscheiten. Die einen zerfielen so laut, daß man das sogar durch die Doppelfenster hörte. Andere, die knorrigen, drehwüchsigen, widersetzten sich.

Der Topf mit den Milchnudeln war schon längst aus dem Ofen genommen, längst stand der Teller auf dem Tisch und vor ihm lag, nicht ohne Absicht, Vaters Löffel.

Endlich ging die Tür auf. Der Frost wehte als weißer Dampf in die Stube. Auf der Schwelle stand der rotwangige Holzhacker mit einer blauen Beule auf der Stirn. Die Großmutter übersah die Beule absichtlich. Sie sah nur die roten Wangen und das Blitzen der blauen Augen. Andrjuscha legte das Brennholz genauso neben den Ofen, wie der Vater das immer machte: nicht mit einem Wurf, sondern jedes Scheit einzeln.

Nachdem er das Holz so hingelegt hatte, sagte er zur Großmutter: „Heize, Großmutter, ohne zu sparen. Es ist genug da, reicht mehr als eine Woche."

Er fegte die Stiefel mit dem Rutenbesen ab, hängte den Pelz an und fragte: „Was hast du denn im Ofen, Großmutter?"

Noch nie hatte Andrej die verhaßten Milchnudeln mit solchem Appetit gegessen.

Als Andrjuscha mit dem Abendessen fertig war, holte die Großmutter aus der Truhe ein altes silbernes Fünfzigkopekenstück und begann, den blauen Fleck leicht damit zu massieren. Dabei sagte sie: „Dieses Mal haben wir gefährliches Brennholz ... ob man ihm nun mit der Axt oder mit einem Keil zu Leibe rückt. Es spaltet sich, aber es läßt sich nicht hacken. Wie Tichon nur damit fertig wird, das verstehe ich nicht ..."

Darauf antwortete Andrjuscha: „Nicht nur die Ussolzews haben Charakter, Großmutter, auch die Nachkommen der Nichtdurchgebackenen."

Die Alte wandte sich ab, um das Lächeln zu verbergen und machte ein Gesicht, als habe sie die Worte des Enkels nicht gehört. Andrej ging in die gute Stube und erledigte seine Hausaufgaben. Spät abends kamen Andrjuschas Mutter und der Vater nach Hause. Die Freude war unbeschreiblich. Mama bemerkte als erste den blauen Fleck. „Woher hast du das, Andrjuscha?" „Frage lieber nicht", mischte sich die Großmutter ein, und nachdem sie die Schwiegertochter umarmt hatte, fügte sie leise hinzu: „Mamas Blümchen hat heute gute Früchte hervorgebracht. Ich danke dir für den Enkel, Jewgenija ..."

JEWGENI PERMJAK

Übersetzung aus dem Russischen: Dagmar Regener



Zeichnung: Karl Fischer

MEINE STARKE SEITE

„An der Seite der Genossen — Immer bereit!" sind alle Pioniere, wenn es heißt, gute Taten zu vollbringen. Am Anfang des Schuljahres riefen die Pioniere und FDJler der Goethe-Oberschule Hennigsdorf alle Schulen unserer Kreisorganisation auf, insgesamt 160 Tonnen Altpapier bis zum 8. Dezember 1986 zu sammeln.

Aus einem Brief der FDJ-Kreisleitung Oranienburg, 1400

Emmy freut sich über den Berg von Sekundärrohstoffen. 160 Tonnen Altpapier entsprechen einem Holzeinsatz von 2 000 Bäumen. Das ist ein gewichtiger Beitrag zur „Großfahndung – Millionen für die Republik".

Da ich Gärtner werden möchte, freue ich mich über jeden Blumensamen, der sich in „Frösi" befindet. Ich säe ihn aus, verwende aber auch den Samen der verblühten Pflanzen, zum Beispiel von den „Ringelblumen" und dem „Bienenfreund".

Marc Oxfort, Sondershausen, 5400

In einem Monat ist es wieder soweit. Wir bieten dann eine schleierhafte Samenbeilage: Schleierkraut.

Im Mittelpunkt unserer Rätewahlen stand die Verwirklichung des Pionierauftrages „An der Seite der Genossen – Immer bereit!". Jeder Schüler erhielt einen persönlichen Auftrag, der mit dem Gruppenrat abgestimmt wurde und auch kontrolliert wird.

Silvia Schädlich, Rodewisch, 9706

Habt ihr Fragen, Meinungen oder tolle Tips rund um das Pionierleben, dann schreibt an Redaktion „Frösi", Meine starke Seite, Postschließfach 43, Berlin, 1026.

Welche Pionierfreundschaft oder Schule kämpft um die Verleihung des Namens „Geschwister Scholl" und möchte mit uns in einen Erfahrungsaustausch treten? Schreibt bitte an

POS „Geschwister Scholl", Ruhland, 7800



Der Drachen ist jedes Jahr wieder schön, doch bei mir ist er noch nie geflogen.

Kai Köpke, Dresden, 8019



Euer „Frösi"-Drachen hat mir sehr gefallen. Er fliegt einwandfrei. Daher dem Erfinder und der Redaktion ein dickes Lob!

Thomas Bensler, Dresden, 8038



Welche Erfahrungen habt ihr mit „Frösi"-Basteleien? Was sollten wir unbedingt einmal beilegen?

Ich arbeite im Gruppenrat als Schriftführer. Gedanken, Gefühle und Erlebnisse in Worte zu fassen, bereitet mir Freude. Aber auch über den Frieden denke ich oft nach und versuche, mich darüber in Gedichten zu äußern.

Jana Freimann, Berlin, 1142

Mit Lyrik aus eigener Feder sollte man sich für den Auftritt beim Treffen junger Talente bewerben.

Ich heiße Thomas Lingner und lerne in der 4. Klasse. Ich versuche, ein guter Thälmannpionier zu sein und bemühe mich in der Schule um gute und sehr gute Lernergebnisse und sammle fleißig Sekundärrohstoffe. In der Musikschule lerne ich Flöte und durfte während der letzten Arbeiterfestspiele zum erstenmal auftreten.

Thomas Lingner, Stendal, 3500



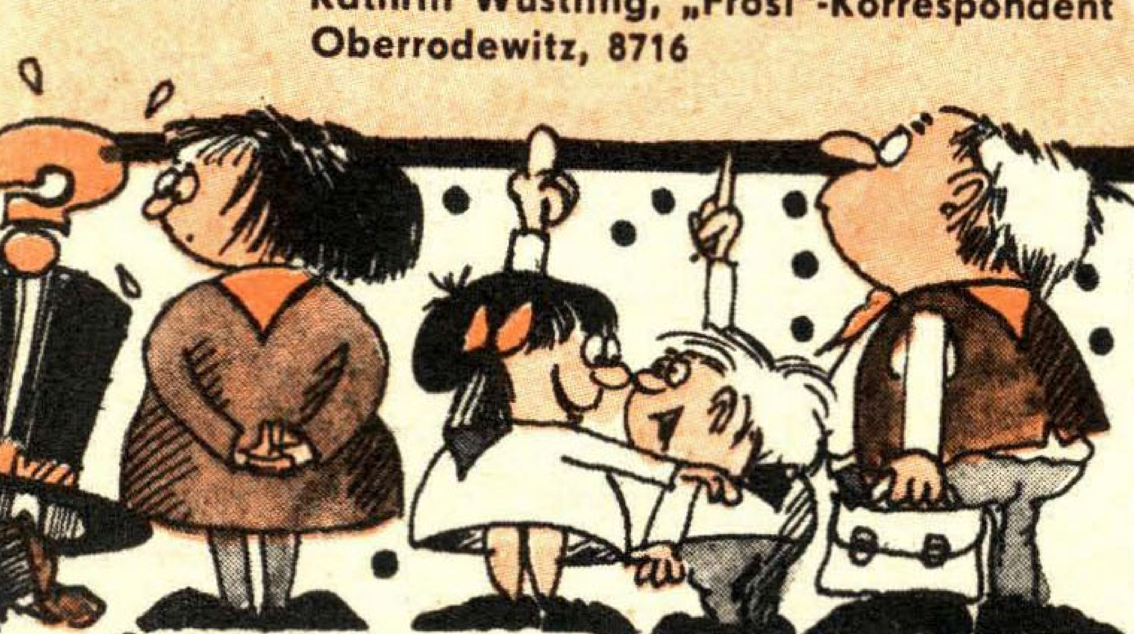
Muß ich meinem Wellensittich unbedingt die Krallen beschneiden? fragt Diana Ehrhardt aus Ziegerheim, 6821.



Ob sie geschnitten werden müssen, kann nur der Tierarzt entscheiden. Im allgemeinen nutzen sie sich an den Sitzstangen des Käfigs von allein ab.

Unsere Pionierleiterin und der Freundschaftsrat informieren die Schüler wöchentlich an unserer Wandzeitung, dem "Schulecho", mit neuesten Nachrichten und Mitteilungen zum Pionierauftrag. So weiß jeder Bescheid und kann an der Erfüllung aktiv mitwirken.

Kathrin Wüstling, „Frösi"-Korrespondent Oberrodewitz, 8716



Zeichnungen: Andreas Strozyk Redaktion Annette Schlegel

Thomas geht ins Geschäft und möchte für seinen Vater ein Oberhemd kaufen. „So ein Hemd wie ich trage?" fragt der Verkäufer. „Nein, ein sauberes!"

Kathrin Rohweder, Altenburg, 7400

Vorbild sind für uns jene Menschen, die alle Kraft für den Frieden einsetzen. Ihnen wollen wir nacheifern. Ein Punkt in unserem Arbeitsplan heißt: Gespräch mit einem Genossen über seine täglichen Aufgaben und Verpflichtungen.

Cornelia Thoms, „Frösi"-Korrespondent, Klütz, 2425

Welche ähnlichen Vorhaben zur Erfüllung des Pionierauftrages gibt es in deiner Pioniergruppe?



Wir besuchten unsere Patenbrigade der Nationalen Volksarmee. Von einem Offizier wurden wir zum Appellplatz geleitet, wo ein großer Festappell stattfand. Anschließend erfreuten wir die Soldaten mit unserem Kulturprogramm und selbstgebastelten Geschenken. Dieser Besuch hat uns sehr gefallen.

Gunter Eckert, „Frösi"-Korrespondent Kodersdorf, 8921

Alles gewußt? Heft 11/86: Kennwort Kundi – Auflösung: Gesundes neues Jahr – Weihnachtsfeiertag; Kennwort: Plattentest – Auflösung: Schneeflöckchen, Weißröckchen, bald kommst du geschneit. Du wohnst in den Wolken, dein Weg ist so weit.

Ich habe mir vorgenommen, fleißig zu lernen und mich an Wildfrucht- und SERO-Sammlungen zu beteiligen. Die Schulmesse möchte ich auch mitgestalten, denn ich kann häkeln, stricken und knüpfen.

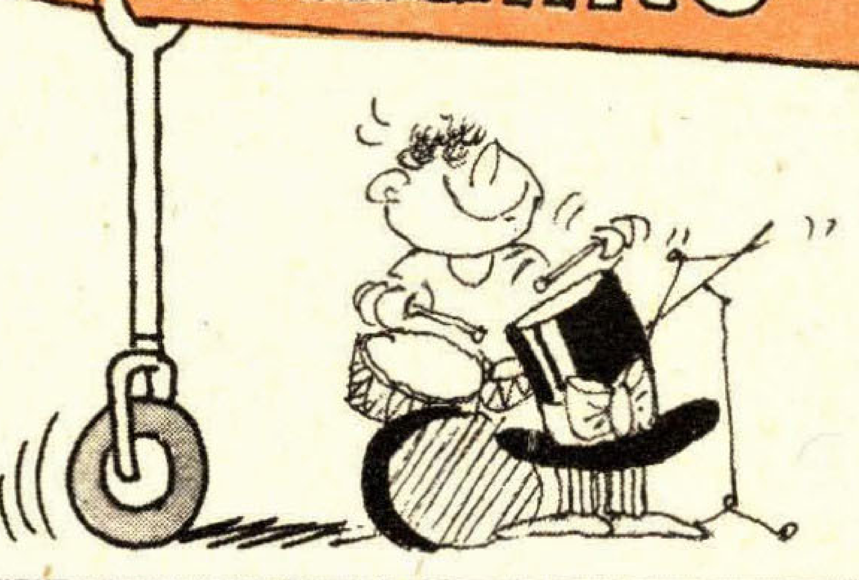
Danny Lisker, Nordhausen, 5500

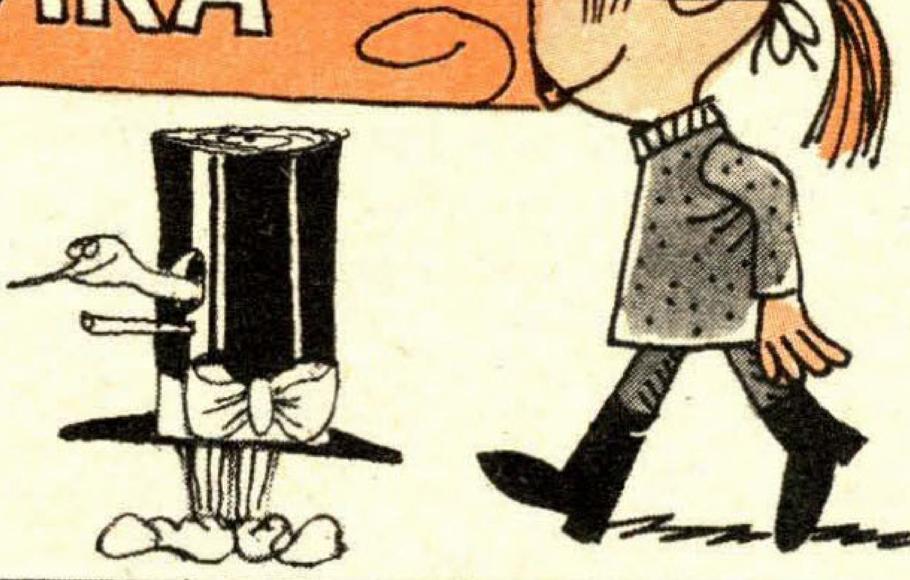




Zeichnungen: Horst Schrade





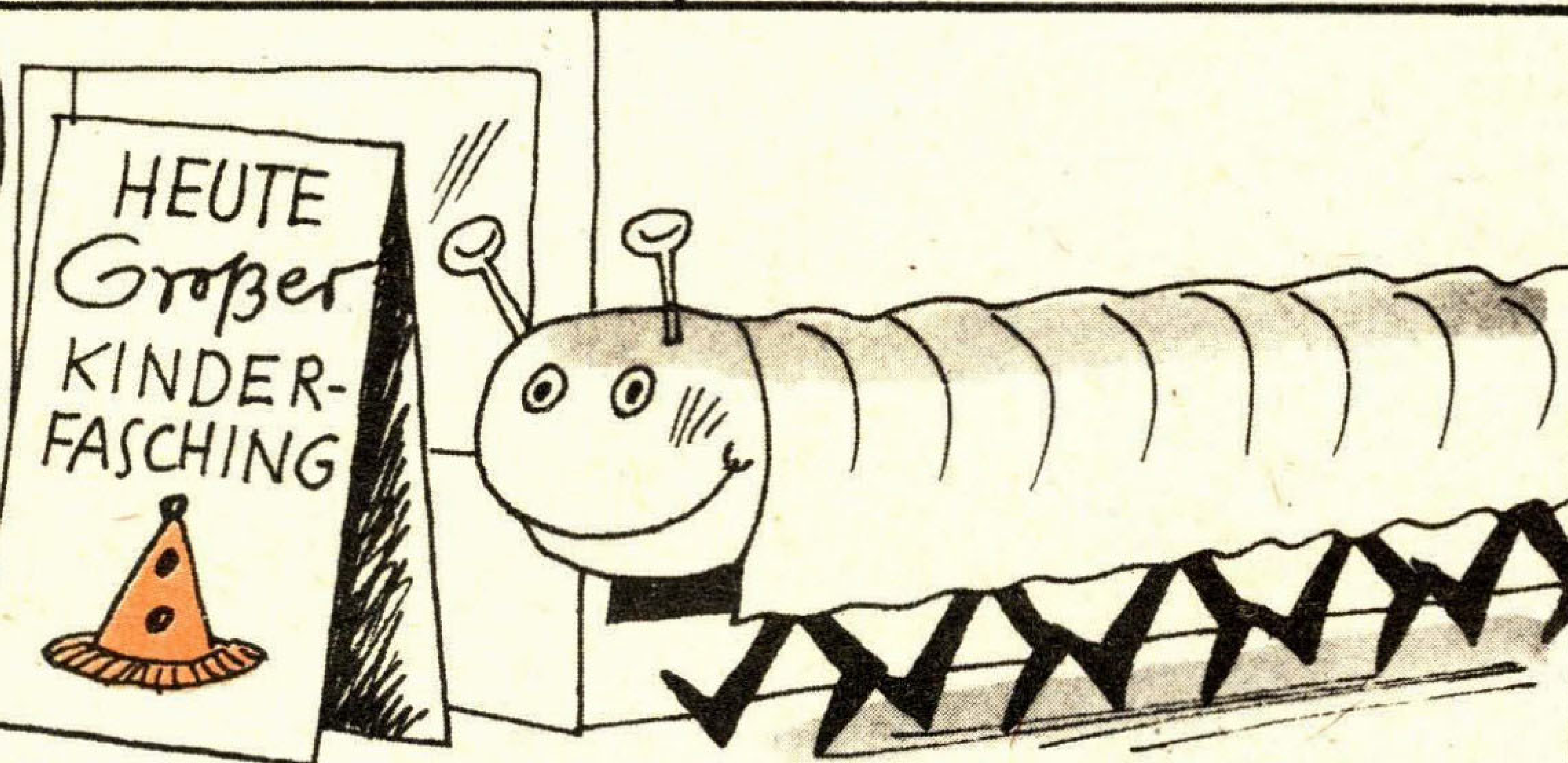














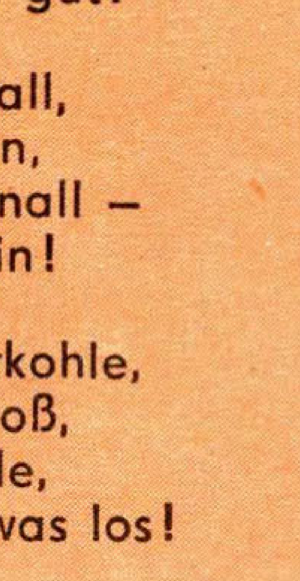
TRARA

Höhepunkte – ohne Frage –
beim Fröhlichsein und Singen,
sind die Kinderfaschingstage,
die uns Jux und Freude bringen.

Man geht als Clown und Eskimo,
als Rumpelstilzchen oder Bär,
und manch einer, der tut gar so,
als wenn er „Zitterbacke" wär'.

Pappnase und Strohperücke,
Holzdegen und Cowboyhut,
Besenstiel und Zahnlücke –
das Letzte steht den Hexen gut!

Aus Putzlappen der Overall,
mit nur einem Hosenbein,
Peitschen – mit und ohne Knall –
können große Renner sein!



Gesichter schwarz von Malerkohle,
Latschen, beide viel zu groß,
Teufelsgeige, Kinderbowle,
Mensch – da ist ganz schön was los!

Um mal später heimzukommen,
erfinden wir so manche List.
Verbissen wird heut nichts genommen,
weil ja Kinderfasching ist!

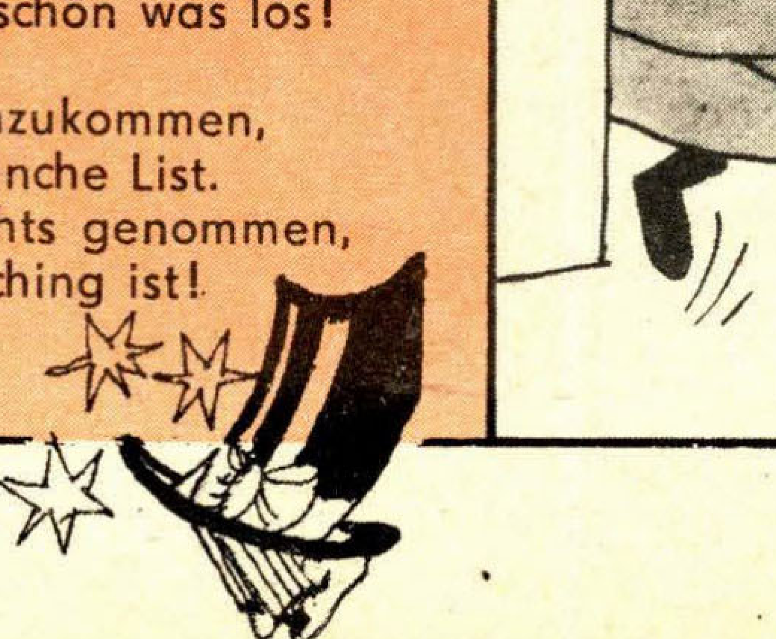
HANS-JOACHIM KÖNAU



FASCHINGS-
KOSTÜME



Wäre ich bloß nicht als Pfannkuchen gegangen!



SCHLAPPOHR

BARBARA KÜHL

Einmal in der Woche sprinte ich im Affenzahn von der Schule nach Hause. Mappe in die Ecke und los geht's: Abwaschen, Einkaufen, Mülleimer, Müffchen – alles im Galopp zusammen mit meinem kleinen Bruder Peter. Warum diese Hektik? Mann, noch nie was vom Fla-Lu-Pap-Tag gehört? Fla-Lu-Pap! Altstoffe! Na, also! Und heute ist Fla-Lu-Pap-Tag. Darum trompete ich in die Wohnung: „Hallo, Brüderchen! Fla-Lu-Pap!" Keine Antwort, kein Geräusch.

„Peter?" Hastig reiß ich unsere Zimmertür auf. Beim Glasbehälter hockt er, verdächtig schniefend, die Fäuste vor den Augen. „Müffchen ist krank", nuschelt der Kleine und dreht sich nicht einmal um.

Erschrocken betrachte ich Müffchen, die durch die Hobelspäne ruschelt. Sie sieht aus wie immer – rosa Pfötchen, blanke Knopfaugen und weiches, weißes Mäusefell. Ganz jung ist Müffchen und so was wie unser Ersatzhund. Für einen richtigen Hund reicht unser gespartes Geld noch nicht. Also fla-lu-pappen wir fleißig. Oft jedoch traben wir zum Hundezwinger unseres Tierarztes, um sehnsüchtig dem Spiel der tapsigen Welpen zuzuschauen. Das sind Tiere! Einwandfrei! Aber dreihundertfünfzig Mark für einen einzigen jungen Schäferhund! O, Mann!

„Billiger geht's wohl nicht?" wollte ich neulich wissen. Muß eine dämliche Frage gewesen sein, denn Dr. Grille hatte gleich einen langen Vortrag parat. Aufzucht, Haltung, Pflege, Futter...

Mamas Kommentar: „Na, dann spart mal tüchtig!"

„Ob sie daran stirbt?" haucht Peter, auf Müffchens Hinterteil zeigend, an dem zwei rosa Beulchen leuchten.

Dr. Grille aber will sich ausschütten vor Lachen. „Das muß so sein", sagt er, „euer Mäusefräulein ist nämlich ein Mäusemann."

So eine Blamage! Doch was ist das? Dr. Grille, eben noch fröhlich, lehnt schweratmend am Hundezwinger. Sein Gesicht ist schweißbedeckt und grauer als sein Haar. Ein kleiner Welpe mit Schlappohren, angeleint und voller Ungeduld, reißt den schwankenden Mann fast um. Verflixt, da stimmt doch was nicht! Ich springe zu ihm, packe die Hundeleine.

„Diabetes", murmelt Dr. Grille, ein Stück Würfelzucker in den Mund schiebend. Der Tierarzt zittert eine ganze Weile, und ich will schon seine Frau rufen.

„Laß man", sagt er da, „aber der Hund, der muß unbedingt bewegt werden. Mindestens eine Stunde. Aber nicht ziehen, nicht hetzen! Hinten auf der alten Kälberkoppel könnt ihr ihn von der Leine lassen."

Vergessen ist der Fla-Lu-Pap-Tag. Wir haben einen Hund! Für eine Stunde! Und ganz umsonst. Also fix den Karton mit Müffchen hinter den Zwinger gestellt und los zur Kälberkoppel. Dort vergeht die Zeit wie im Flug beim Spiel mit dem tolpatschigen Hundekind. Wie das ulkig jiffelt!

„Ob der mal richtig bellen kann?"

„Na, und ob!" sagt Dr. Grille bei unserer Rückkehr. Der kriegt eher Stimmbruch als du."

Das Schlappohr stürzt sich auf den Futternapf, schlingt jede Menge roher Fleischwürfel in sich hinein.

„Junge, ist der aber verfressen!" staunt Peter.

„Wart nur, bis er ausgewachsen ist. Dann braucht er alle vierzehn Tage einen Eimer voll Fleisch."

„O Mann, das sind ja ... zig Mark!"

Da schreit Peter: „Müffchen ist weg!"

Auch das noch! Wir suchen wie wild, und Peter ruft sich heiser nach seinem Müffchen. Die alte Schäferhündin legt den Kopf schief und guckt so merkwürdig durch die Zwingerstäbe. Die wird doch nicht...? Hätten wir bloß besser aufgepaßt!

„Kommt, sooft ihr wollt", sagt Dr. Grille, „die Hunde brauchen jeden Tag Bewegung außerhalb des Zwingers. Damit sie nicht krank oder bösartig werden."

„Und wenn man mal keine Lust hat?" Das hätte ich lieber nicht sagen sollen!

„Ein Schäferhund ist kein Plüschtier, klar?"

„Kla-klar", stottere ich. Ohrfeigen könnte ich Blödmann mich! Nicht jedem nämlich verkauft Dr. Grille junge Hunde.

„Los, Peter, Fla-Lu-Pap", sage ich lahm. Peter aber jammert: „Müffchen wird erfrieren und verhungern ohne uns."

„Quatsch! König wird er bei den Feldmäusen!"

An der Busbude hebe ich ein paar Kronenkorken auf. Dreckig? Na und? Vierhundert Stück braucht man fürs Kilo!

Zu Hause ist Stunk. Wütend wühlt Mama im Waschautomaten, und während sie jedes Wäschestück ausschlackert, klackert ein knappes Kilo Kronenkorken durch die Küche. Das sieht irgendwie ganz lustig aus, und weil ich darüber lachen muß, krieg ich von Mama knallhart eine geklebt.

„Faul!" faucht sie, „und frech obendrein! Wenn das zur Regel wird, könnt ihr euren Hundetraum begraben."

„Das war nur, weil Müffchen so komische Beulen hatte..."

Mama kriegt kaum Luft vor Lachen, und nach ein paar Minuten hat sich das Familiengewitter verzogen.

Von da ab besuchen wir Dr. Grille fast täglich. Schlappohr wächst schneller als unser Hundekonto, obwohl Peter und ich die reinsten Spezialisten im Aufstöbern von Altstoffen geworden sind. Ich sage nur „Müllkuhle".

„Siebzehn Mark fünfzig", sag ich stolz zu Mama. Und Mama? Hält sich die Nase zu, sagt: „Prima!" und – läßt uns eiskalt unsere Jeans schrubben.

Natürlich dürfen wir uns den Wettkampf der Dienst- und Gebrauchshunde ansehen. „Da!" schreit Peter. Er hat Dr. Grille entdeckt, der einen großen Schäferhund vorführt.

„Sitz! Faß! Spring! Kusch!" Der Rüde gehorcht jedem Kommando, rennt, schleicht, gibt Laut oder duckt sich, apportiert einen Stoffball, balanciert über einen schmalen Balken. Plötzlich jedoch springt er den Tierarzt an, reißt ihn blitzschnell nieder, knurrend und die Zähne fletschend, als wolle er dem Mann an die Kehle.

Wie besessen brüllt Peter los: „Laß das, du olle Töle, hau ab! Au weia, jetzt bringt er ihn um."

Gelächter hinter uns. „Das gehört doch dazu!" zische ich ärgerlich. Da braust Beifall auf, Bewunderung ringsum: „Klasse! Spitze! Donnerwetter! Bravo!" Wenn wir doch auch erst einen Hund hätten!

Auf dem Weg zu dem gewissen Örtchen hinter dem Sportlerheim stolpert Peter über ein paar Beine. Das Gesicht im Schatten, sitzt zwischen Hausmauer und Regentonne eine Gestalt im Sand. Die meisten Besucher beachten sie gar nicht. Auch ich streife mehr zufällig sein Gesicht. Da hauts mich fast um. Dr. Grille!

„Hallo, Dr. Grille!" Unverständliches Gelalle ist die Antwort.

„Zuckerschock", sagt wenig später der Notarzt und verpaßt Dr. Grille eine Insulinspritze, ehe der Rettungswagen mit ihm davonfährt.

„Passiert einem Diabetiker oder Zuckerkranken eigentlich nur, wenn er sich überanstrengt oder eine Mahlzeit vergißt", klärt uns Mama zu Hause auf.

Als Dr. Grille Peter und mich nach einer Woche zu sich bestellt, wagen wir nicht, ihm in die Augen zu sehen. Kein einziges Mal haben wir uns um Schlappohr gekümmert. Aber irgendwie war immer keine Zeit oder was weiß ich. Als der Tierarzt uns so komisch anguckt, wird mir klar: Der verkauft uns nie einen Hund! Nie! Wie zwei arme Sünder stehen wir vor dem Zwinger, in dem Schlappohr jiffelt und springt.

„Er hat euch vermißt", sagt Dr. Grille.

Da bin ich auf alles gefaßt, was Erwachsene bei solchen Gelegenheiten an Moralgetöne auf Lager haben. Und was passiert? Dr. Grille schenkt uns das Schlappohr! Einfach so! Kann mir mal einer sagen, warum?

Zeichnung: Friedrun Weißbarth



Der Traum

MANFRED WEINERT

„So was auch!" schimpfte Franziska und war sogleich aus dem Bett. Doch wummerte ihr Herz, und noch beim Frühstück meinte sie, alles in ihr sei enger heute, drückte die Stimmung. Dabei hatte sie sich freuen wollen. Erster Schultag nach den Winterferien!

„Träume sind was Blödes", sagte sie darum zur Mutter.

„Sie gehören aber zum Leben", suchte diese zu beruhigen.

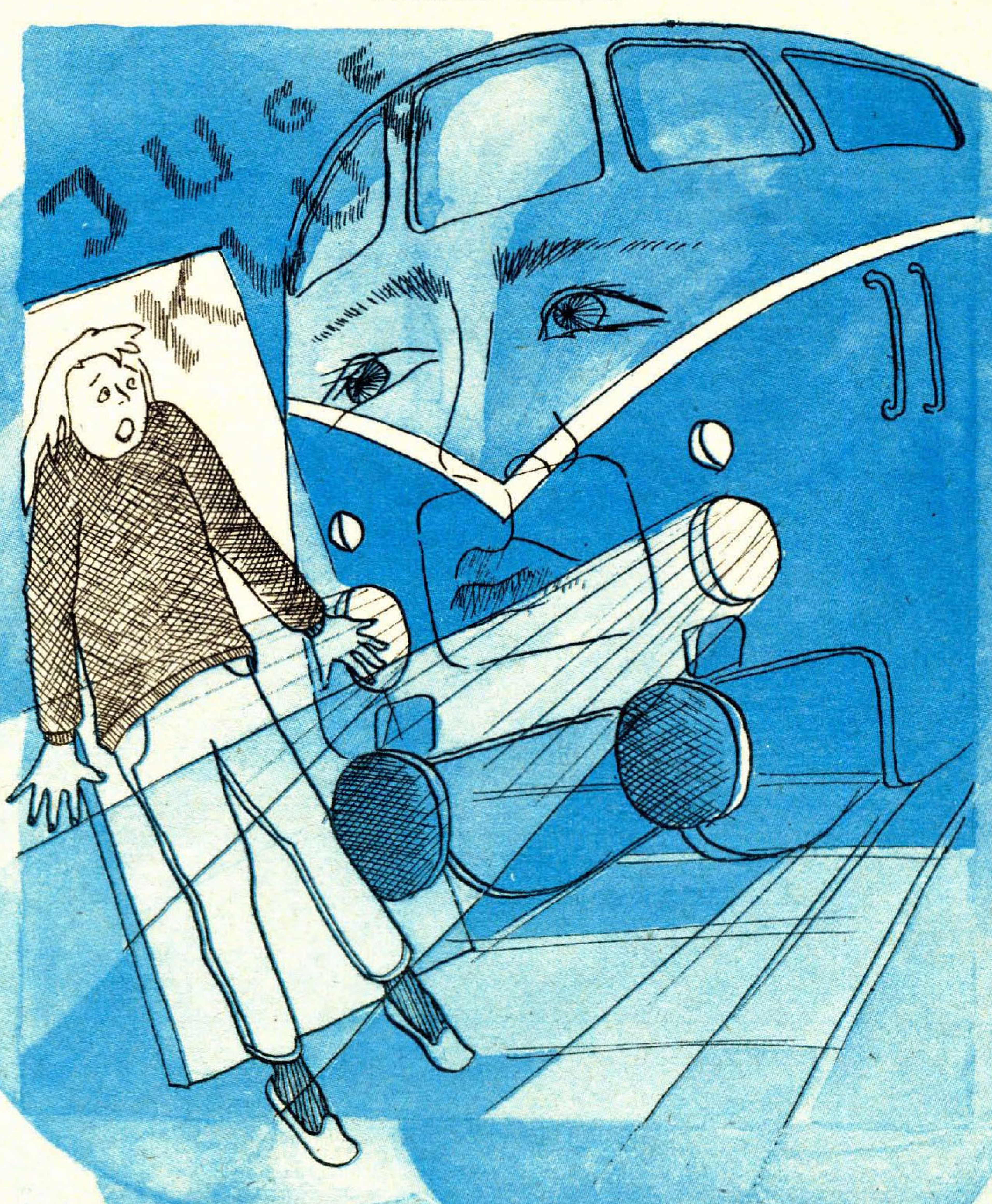
„Na, ich danke", sagte Franziska und stand wenig später in Stiefeln und Parka vor dem Spiegel im Flur. Sie gefiel sich heute überhaupt nicht, meinte, viel zu käsig auszusehen, im Gesicht viel zu spitz geraten zu sein. Sie streckte ihrem Spiegelbild die Zunge heraus und dachte: Wer so ausschaut, träumt auch blöd!

Sie war dreizehn, und sie duckte sich auf dem Schulweg dann ins Wetter, das feucht und kalt und windig war, als wolle dieser Tag ihr gar nichts Gutes gönnen. Zuerst jenes Aufwachen und nun das Peitschen des Windes. Sie begann, das Geträumte zu widerlegen. Lokomotiven fuhren nicht in Straßen. Doch war sie vorm Wachwerden von einer gejagt worden, von einer Lokomotive mit dem Gesicht des Roland Achterbusch. Schon idiotisch, dachte sie. Ausgerechnet Rolands Gesicht!

Nun war sie wegen diesem Gesicht im Traum stehengeblieben, hatte „Hallo!" gerufen und gelacht. „Hallo! Was denn, ohne Bart auf einmal?"

Die Lokomotive aber war herangebraust, als sei sie nicht zu bremsen, und Franziska war gerannt, hatte geschimpft, ob er spinne, ob er durchdrehe. Sie durch die Stadt zu treiben, zu schnaufen, zu fauchen. Plötzlich eine Wand, eine Hauswand, und kein Entkommen. Die Lokomotive mit dem Roland-Achterbusch-Gesicht jedoch dampfte und stampfte heran, und die Tür zu dem Haus ließ sich nicht öffnen. Franziska wummerte gegen sie, trat dagegen. Doch kicherte die Tür lediglich: „Jugendklub! Jugendklub!" Die Lokomotive war so nah bereits, daß Franziska zu wissen glaubte, wie es im nächsten Augenblick sein würde, wenn sie zwischen Tür und Lokomotive eingezwängt stehen und schreien werde. In dem Moment gab die Tür nach, und Franziska stürzte in einen Schacht und fiel und fiel, bis sie aus dem Schlaf geruckt war.

Und so etwas sollte zum Leben gehören? Sie warf sich ihre Jeanstasche mit den Schulbüchern über die Schulter und blieb stehen. Der Wind stieß von hinten nun, und von links kam Roland Achterbusch. Er überquerte die Straße. Roland ohne Bart? Das gibt's doch nicht, dachte sie. Er sah sie, lachte herüber und rief: „Enttäuscht, Franzi? Wirst dich daran gewöhnen." Sie war viel zu verdutzt, um etwas zu erwidern, und er schien nicht auf sie warten zu wollen. Als noch Bart in seinem Gesicht gewesen war, hatte er stets gewartet, bis sie bei ihm war. So schnell also vergeht ein Vierteljahr, sann sie und war auch nicht erpicht darauf, ihn einzuholen, was sie ebenfalls verwunderte.



In den drei Monaten seiner Abwesenheit waren sie nur zweimal im Freundschaftsrat beisammen gewesen, einmal kurz vor dem Pioniergeburtstag, das zweite Mal, um über die Pioniervorhaben zu reden. Die schulfreien Tage zum Jahreswechsel, die Winterferien – und der Pionierleiter Roland Achterbusch war zurück von der Armee. Nun fiel Franziska auch ein, daß irgendwer in der Klasse gesagt hatte, er habe Roland gesehen, Roland in Uniform und ohne Bart. Er habe ihn beinahe nicht erkannt. Damals hatte sie gedacht: Könnte mir nicht passieren. Roland erkenne ich auch ohne Bart, an seinen Augen, an seinem Lachen darin. Nun ärgerte sie, nicht wie sonst einen Schritt zugelegt zu haben, nicht zu ihm geeilt zu sein. Dann wäre sie wie er an der Kaufhalle längst vorbei und wüßte jetzt, was er als Soldat erlebt hatte. Der Traum schien schuld zu sein. Sie als Lokomotive durch die Straßen zu treiben! Gewiß, sie hatte sich Roland zurückgewünscht, heimlich. Er war prima, hatte Ideen. Mit ihm zu arbeiten, machte Spaß. Nur war das ein Grund, solches zu träumen?

„Schon gehört, Roland ist zurück", wurde sie auf dem Schulhof begrüßt.

„Weht wieder ein anderer Wind", sagte Jörg und blähte sich, als habe er, der Gruppenratsvorsitzende, in der Zeit ohne Roland Wind zu machen versucht.

„Gib bloß nicht so an", sagte Franziska darum. „Unsere Wandzeitung hängt seit Mitte Januar, und ich wette, unser Arbeitsplan ist dir inzwischen abhanden gekommen."

„Du hast es nötig! Kehr' vor deiner Tür!" Jörg plauzte sich auf seinen Sitz vor ihr.

Ph! dachte Franziska. Doch war ihr, als werde das „Ph" zwischen Jörgs Worten und ihrem Traum zerrieben, und sie grübelte. Roland Achterbusch als Lokomotive gesehen zu haben, ließ sich leicht erklären. Nur paßte nicht zu ihm, daß sie sich von der Lokomotive gejagt gefühlt hatte, und wenn es stimmte, was die Mutter gesagt hatte, wenn Träume hervorbringen, was verdrängt oder vergessen wurde, dann ... Sie an der Hauswand des Jugendklubs in die Enge treiben wollen? Hauswand des Jugendklubs? Verdammt!

Sogleich kramte Franziska unauffällig in ihrer Jeanstasche. Doch hatte sie seit Monaten nicht mehr das Heft mit den Notizen gleich den Schulsachen für den nächsten Tag eingepackt, und sie konnte sich nicht besinnen, in welchem ihrer Kramfächer das Notizheft lag. Wie lang doch ein Vierteljahr sein konnte, und wie rasch es wiederum vergangen war, zu rasch nun für Franziska. Dieser verrückte Traum! Jetzt wußte sie, warum sie in ihm die Tür zum Jugendklub nicht hatte aufbekommen können.

Sie hatte im November, nach der letzten Beratung mit Roland, gemeint, für seinen Auftrag viel Zeit zu haben. Allein die Wochen bis Weihnachten waren ihr damals so lang vorgekommen, daß ihr möglich war, in ihnen den Gedanken an den Auftrag zu verdrängen, bis sie ihn vergessen hatte, und sie war im Traum in den Schacht gestürzt, als falle sie nun aus Rolands Zutrauen in die dunkle Tiefe seiner Nichtachtung.

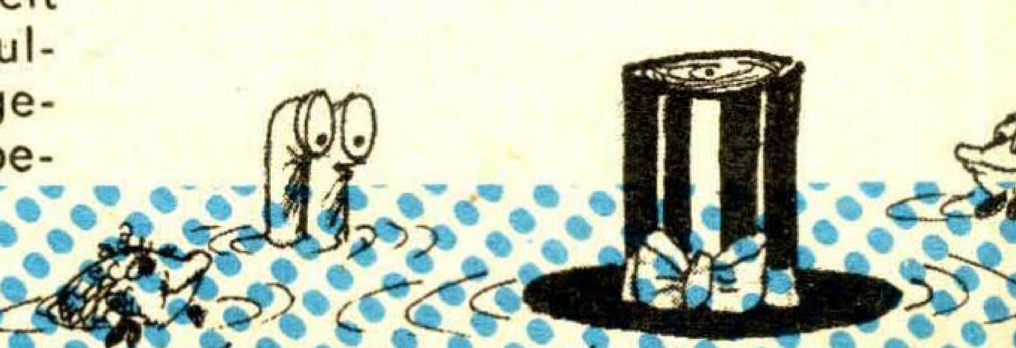
Franziska duckte sich hinter Jörg und flüsterte, daß er sie hätte erinnern müssen. Hämisch grienen sei gemein. Er schwieg. Doch kam er in der zweiten großen Pause mit der Neuigkeit zu ihr: Mittwochnachmittag sei Freundschaftsratssitzung. Nun griente Jörg tatsächlich. Sie wandte sich brüskiert ab. Sie hatte sich nicht zu Roland gewagt. An ihn denken, erzeugte bereits ein schlechtes Gewissen, und zu Hause suchte Franziska das Notizheft, als könne dieses sie erleichtern. Dabei war ihr zum Heulen zumute. Sie schniefte, schneuzte sich und las dann: Anfang März Geburtstagsfeier für alle Mitglieder des Jugendverbandes im Jugendklub, vorzubereiten und durchzuführen von den Pionieren der 7. Klasse, als eine Bewährung vor ihrer eigenen Aufnahme in die FDJ. Anfang März? Der Monat war zwei Tage alt.

Sie rannte also, rannte durch die Straßen, als werde sie gejagt, und sie hörte Roland sagen: Franzi, dir kann ich zutrauen ... Der Leiter des Jugendklubs erwartet dich ... Hinterher berate dich mit den Gruppenräten der 7. Klassen. – Franziska stand vor der Tür des Jugendklubs, war außer Atem und irritiert. Im Traum hatte diese anders ausgesehen. Sie ließ sich leicht öffnen. Franziska schlich und hörte Roland in einem Raum linker Hand sagen: „Diese Franziska! Deshalb erschrak sie heute früh, als sie mich plötzlich sah. Aus den Augen, aus dem Sinn!"

„Gar nicht wahr. Oder doch, ja. Entschuldige." Sie blieb auf der Schwelle, wagte nicht Roland anzublicken und flüsterte: „Ich, ich mach das wieder gut, das heißt, wenn's dafür nicht schon zu spät ist."

„Fast ist es das, fast", sagte Roland und bat, daß sie sich zu ihnen setzen möchte. Sie verstand, daß er jetzt nicht lächelte, nicht einmal mit den Augen. Dennoch war sie erleichtert. Am Mittwoch jedenfalls wäre sie zwischen den anderen des Freundschaftsrates tief bestürzt und beschämt gewesen, und sie ahnte zugleich, daß sie sich künftig nicht auf die Notbremse Traum verlassen sollte.

Zeichnung: Helena Schneider



Wo die Meister vom Himmel fallen

Es war an diesem Tag sehr heiß. Über 35 °C im Schatten. Aber Schatten gab es nicht! Kilometerweit kein Baum und kein Strauch. Das haben Flugplätze so an sich.
Einen GST-Sportler lernte ich hier kennen, Roland Hagemeister, 19 Jahre alt, Elektromechaniker aus Erfurt. Ich traf ihn in der Packzone. Auf einer langen Persenning-Bahn war er gerade dabei, seinen Fallschirm fachgerecht zu packen. Jeder Handgriff muß hier sitzen, wenn der Fallschirm den Springer beim Absprung auch tragen soll.
Demnächst wird Roland drei Jahre lang den Ehrendienst bei den Fallschirmjägern unserer Nationalen Volksarmee leisten. Jeder Sprung ist für ihn so auch eine willkommene Vorbereitung auf seinen Armeedienst. Dabei sind Wasserski, Kraftsport und Fallschirmspringen die Hobbys, die Roland in seiner Freizeit betreibt. Zweimal war er „stärkster Lehrling" im Bezirk Erfurt.
Sein Fallschirm ist nun fix und fertig verschnürt. Exakt gepackt. Roland zieht die Kombi über, setzt den Helm auf und legt den Fallschirm an. Sein Sprunglehrer kontrolliert Fallschirm und Springer. Dann geht die Springergruppe zur Endkontrolle. Der verantwortliche Fallschirmsprunglehrer hat das letzte Wort. Sicherheit ist das oberste Gebot.

Die Gruppe marschiert zur Vorstartlinie!

„Übung E3-Übungssprünge aus 1 000 Meter Höhe mit 10 Sekunden freiem Fall!" so lautet der Sprungauftrag. Nacheinander besteigen die Springer das Flugzeug. Ein Brummen, ein Holpern. Die AN-2 setzt sich in Bewegung. Ruckelt noch einmal über die Wiese und hebt dann ab.
Schnell steigt das Flugzeug auf die Absetzhöhe von 1 000 Metern. Der Fluglehrer öffnet die Tür. Frische, kühle Luft macht das Atmen in der Hitze der Kabine wieder erträglich. Der erste Springer tritt auf das Zeichen des Sprunglehrers zur Tür. Rechten Fuß vor, linken Fuß zurück. Die linke Hand liegt auf dem Rettungsfallschirm, die rechte hält er in der Höhe des Türschlosses. Der Absetzpunkt ist erreicht. „Sprung!" Ein Blick, ein Zögern, dann 10 Sekunden freier Fall. Arme und Beine weit in der Luft gespreizt. Der Fallschirm öffnet sich. Ein Ruck und der Springer schwebt langsam zur Erde. Roland springt heute das dritte Mal. So ganz zufrieden ist er nicht. Der „freie Fall" hat ihn etwas „durchgebeutelt". Er hat sich in der Luft so gedreht wie er es eigentlich nicht vorhatte. Den „Luftelch", eine Schürfstelle am Hals vom verrutschten Fallschirmgurt, trägt er davon wie ein Brandmal. Die Meister fallen hier zwar vom Himmel, aber sie müssen oft fallen, ehe sie richtige Meister sind. Das gilt nicht nur für Roland. Also, Fallschirm packen für den nächsten Sprung!



Wer mit beiden Beinen fest auf der Erde steht ...

der darf ruhig einmal über den Wolken schweben, meinen die Fallschirmspringer der GST. Und die Kameraden stehen mit beiden Beinen fest auf der Erde, denn ihre Sprünge sind Höhepunkte einer langen Ausbildungsperiode, also echte „Höhensprünge"!
Die Begeisterung für ihren schönen, mutigen Sport ist ihnen anzusehen, wenn ihnen auch manchmal die Aufregung direkt im Gesicht steht. Ich war mit den Springern oben und flog allein und einsam wieder zur Erde zurück. Ich habe sie beneidet um ihre weißen Schirme, denn was kann es Schöneres geben, als zwischen Himmel und Erde dahinzuschweben.

Text und Fotos: Peter Klaus Eckert

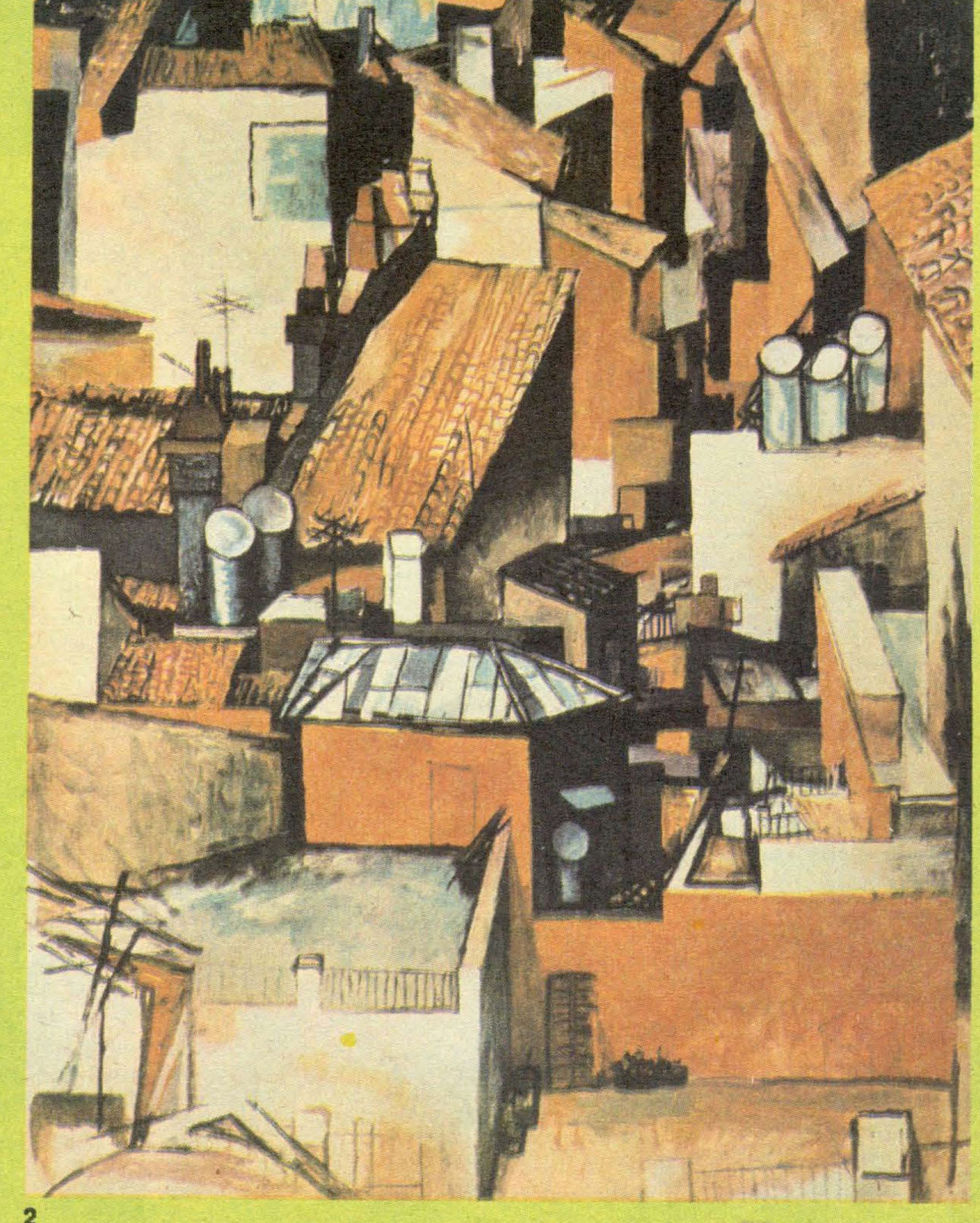


Ich habe es gesehen

Zum Bild des Monats

Als Fünfjähriger wurde er in seiner Heimatstadt Bagheria auf Sizilien zufällig Augenzeuge eines Mordes: Vom Balkon aus sah er, wie ein Mann hinterrücks erschossen wurde. Mit fünfundzwanzig erlebte er den feigen Überfall der Franco-Faschisten auf die junge spanische Republik, erfuhr von dem Mord an dem Dichter Garcia Lorca. Renato Guttuso vergaß weder das eine noch das andere. Mit seiner Kunst bezeugte er immer aufs neue, bis auf den heutigen Tag: „Ich habe es gesehen." Er malte den Meuchelmord an dem Bauernführer Li Puma durch die Mafia, malte Kreuzigungen, Verhöre, Hinrichtungen, Erschießungen, Gewalttaten – in Spanien, in Italien, in Frankreich, in Vietnam. Vielen, die die Augen abwandten und die Wirklichkeit nicht wahrhaben wollten, hielt er seine Bildtafeln entgegen: „Ich habe es gesehen."

Renato Guttuso liebt das Leben: die gleißende Sonne Siziliens, das nächtliche Rauschen des Meeres, die köstliche Frische der Melonen, den kernstrotzenden Blütenkorb der Sonnenblumen. Er liebt die Gemälde von Vincent van Gogh, Matthias Grünewald, Pablo Picasso. Das alles prägt ihn, formt seine künstlerische Handschrift, er ist aufgeschlossen für





jede Anregung. Regt selber an, probiert, experimentiert, schafft leidenschaftlich.

Renato Guttuso liebt die Menschen, die einfachen, die gequälten. Er malt die gnadenlose Sonne auf den Ziegeldächern der Arbeiterviertel von Rom – kein Baum, kein Halm –, malt den verwundeten Schwefelarbeiter, malt die Enttäuschten, Erschöpften, malt die leidenschaftlich Diskutierenden, die Verändernden.

Er malt den kalabrischen Arbeiter Rocco, den schmalen mit den ausdrucksvollen großen Augen, in denen die Träume gestorben sind, malt den verbitterten Mund. Er sieht auch seine Sorge und seinen Zorn, malt ihn mit dem schlafenden Sohn auf dem Arm, den er bewahren will vor der Niedertracht einer geldgierigen Welt. Ein Bild, das zu hängen wäre neben die Sixtinische Madonna.

Als Guttuso fünfunddreißig ist, wird er in Italien zum Mitbegründer der neuen Front der Künste, der Realismo-Malerei. Da hat er die Erfahrung hinter sich, daß der Faschismus besiegbar ist, als Verbindungsoffizier einer römischen Partisanengruppe half er dabei mit.

Da ist er bereits mehrere Jahre Mitglied der Kommunistischen Partei Italiens und der Weltfriedensbewegung. Da trifft er – auf dem Weltfriedenskongreß – das erste Mal persönlich auf sein Vorbild Picasso.

Freunde, Verbündete, sind ihm zeit seines Lebens wichtig: Maler, Schriftsteller, Politiker. Künstlerische Erkenntnisse aus verschiedenen Richtungen und Strömungen in der bildenden Kunst wägt er ab auf ihre Verwendbarkeit, Zeugenschaft zu bekunden. Er verwendet u. a. Collagen[1]) und Fotomontagen[2]). Er malt in leidenschaftlichen Farben – laut aufrüttelnd.

Jetzt ist er fünfundsiebzig, geachtet, geehrt, gefürchtet. Ein dreiviertel Jahrhundert durchlebter Geschichte unterstreicht noch die Eindringlichkeit seiner Aussage im Zeugenstand des 20. Jahrhunderts: „Ich habe es gesehen."

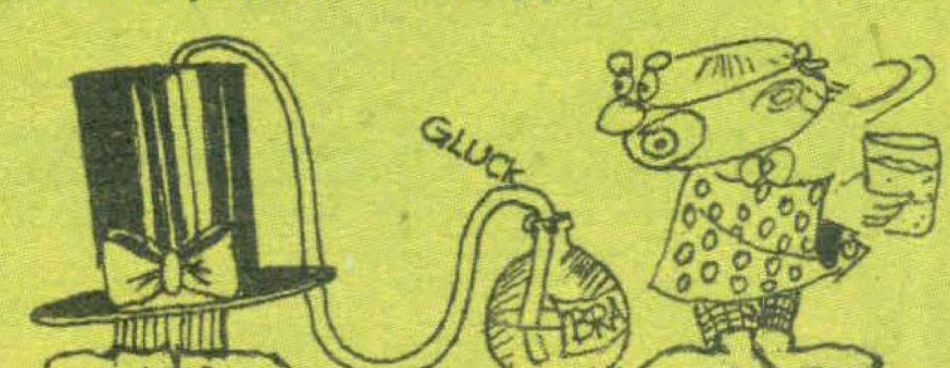
Bernd Wolff

[1]) aus Papierabschnitten, Fotografien und sonstigen Gegenständen zu einem neuen Ganzen zusammengestelltes Bild, das auf einer Unterlage befestigt wird, wobei malerische und zeichnerische Zugaben verarbeitet werden können, desgleichen Schriftsatz.

[2]) künstlerische Kombination mehrerer Fotos zu einem Bild mit höherer Bildaussage.

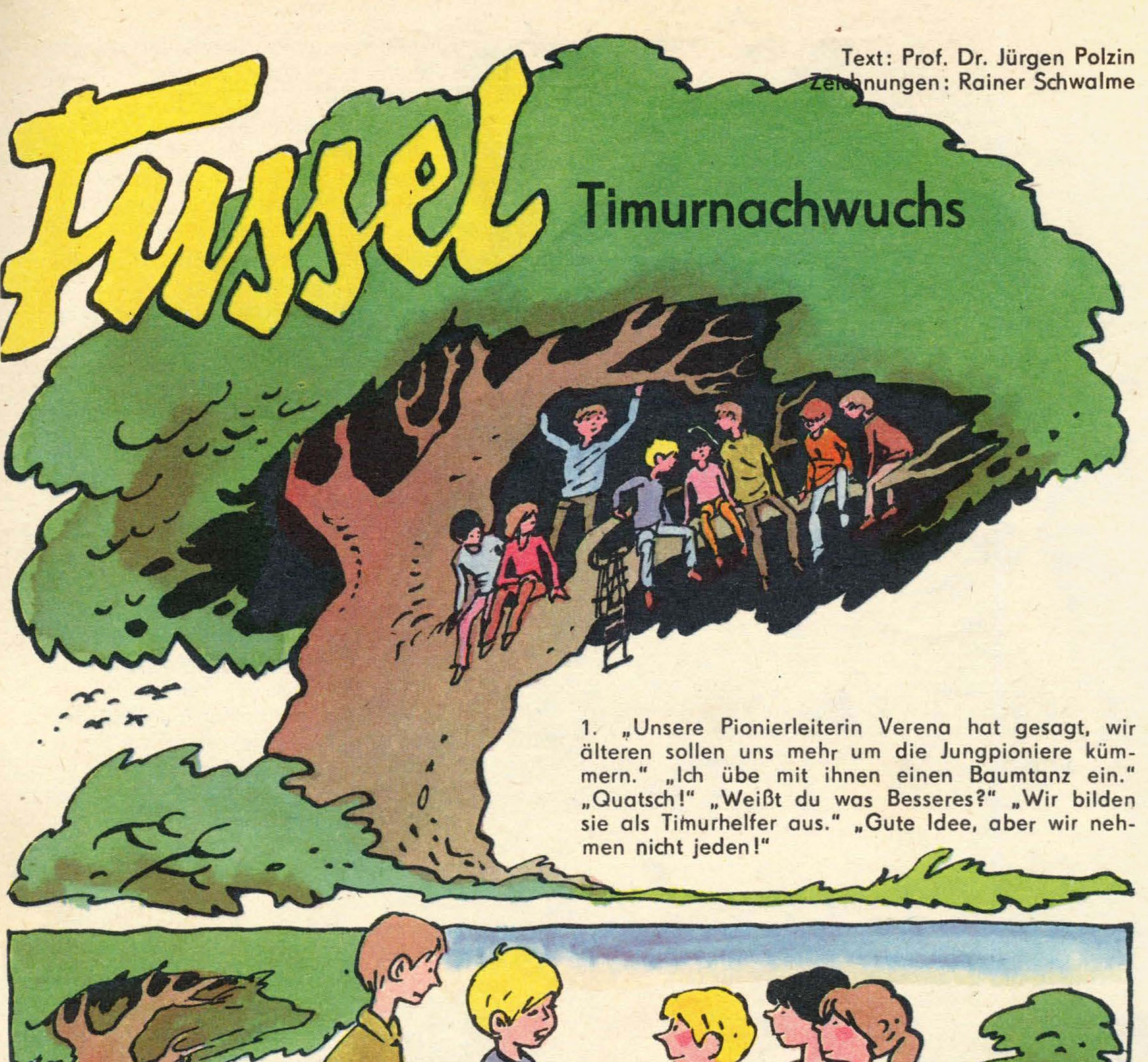
1. Der Meuchelmord an dem Bauernführer Li Puma durch die Mafia, 1947
2. Rom – Dächer in der Via Leonina, 1962/63

Farbrepros: Werner Popp



Fussel
Timurnachwuchs

Text: Prof. Dr. Jürgen Polzin
Zeichnungen: Rainer Schwalme



1. „Unsere Pionierleiterin Verena hat gesagt, wir älteren sollen uns mehr um die Jungpioniere kümmern." „Ich übe mit ihnen einen Baumtanz ein." „Quatsch!" „Weißt du was Besseres?" „Wir bilden sie als Timurhelfer aus." „Gute Idee, aber wir nehmen nicht jeden!"

2. „Hallo, Matti, wohin so eilig?" „Zum Fußballspielen." „Schade. Ich hab' für Oma Plauschke eingekauft, muß aber schnell nach Hause. Hättest mir den Weg abnehmen können." „Mach ich."

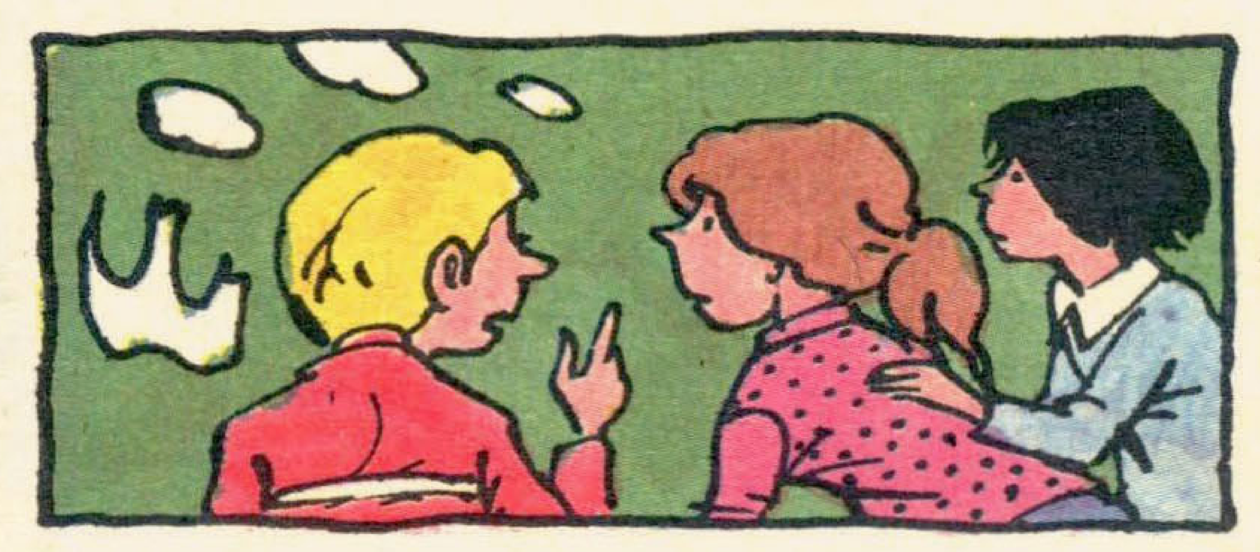


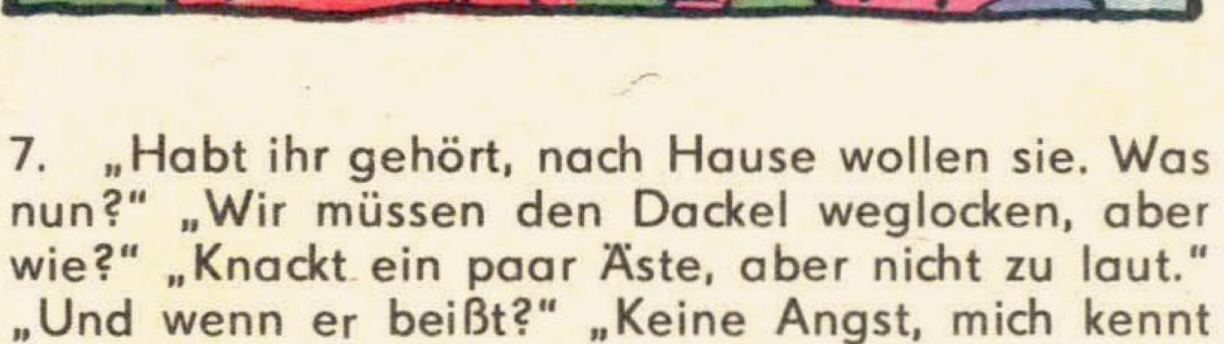
3. „Ihr habt die Probe bestanden. Wir nehmen euch in unsere Timurbrigade auf. Unser Statut kennt ihr und wir hoffen, daß ihr euch immer danach richtet. Heute ist euer erster Einsatz. Riese wird euch anleiten, er hat Erfahrung in solchen Dingen."

4. „Hier wohnt doch der alte Förster Blaffert." „Richtig. Weil ihm das Bücken schwerfällt, wollen wir seine Gemüsebeete jäten, während er seinen täglichen Waldspaziergang macht." „Und wir?" „Ihr sorgt dafür, daß er vor zwei Stunden nicht zurückkommt!"

5. „Ist ja gut, Rüpel. Freust dich auch auf den Spaziergang. Ein Wetterchen haben wir heute. Da zieht es uns in den Wald, was? Aber jage nicht wieder hinter den Wildkaninchen her. Du erschreckst mir alle anderen Tiere im Wald. Heute wollen wir in aller Ruhe die frische Luft genießen!"

6. „Die Rast haben wir uns ehrlich verdient, Rüpel. Warte, gleich gibt's Frühstück. Wo habe ich denn ... Das darf doch nicht wahr sein, ich habe die Brote vergessen! Tut mir leid, aber da müssen wir nach Hause!"





7. „Habt ihr gehört, nach Hause wollen sie. Was nun?" „Wir müssen den Dackel weglocken, aber wie?" „Knackt ein paar Äste, aber nicht zu laut." „Und wenn er beißt?" „Keine Angst, mich kennt der!"



8. „Ruhig, Rüpel, ist ja gut! Du brauchst keine Angst zu haben. Wir tun dir nichts Böses. Aber du darfst auf keinen Fall jetzt schon zu deinem Herrchen, sonst war alles umsonst. Los, wir müssen noch tiefer in die Schonung. Peggy, du bleibst hier und beobachtest Förster Blaffert." „Und ich?" „Du kommst mit, Ela, hilfst mir, den Rüpel zu beruhigen."





9. „Eine geschlagene Stunde warte ich schon auf diesen ungehorsamen Hund. Wo er sich nur wieder einmal herumtreibt? Sicherlich ist er auf die Spur eines Wildkaninchens gestoßen. Ich glaube, ich muß ein bißchen strenger mit Rüpel sein und ihn öfter an die Leine legen. Na, wenn du zurückkommst, kannst du was erleben! Ein verpatzter Spaziergang. Moment mal, da bellt der Herumtreiber doch!"

10. „Wir haben im Wald gespielt, da kam der Hund gelaufen, Förster Blaffert. Er sprang so fröhlich um uns herum, daß wir annahmen, er wollte mit uns spielen. Beim Herumtollen haben wir ganz und gar die Zeit vergessen. Hoffentlich sind Sie jetzt mit Rüpel und uns nicht böse." „Hast die Kinder wohl für flüchtiges Wild gehalten, Rüpel? Ja, mein Lieber, wir werden alt!"

11. „Es ist noch zu früh. Sie dürfen noch nicht nach Hause." „Also müssen wir sie aufhalten. Aber wie? Vielleicht sollten wir den Rüpel noch einmal weglocken?" „Der Trick funktioniert nur einmal. So ein Hund merkt sich solche Späße ja auch, zumal wenn sie nicht ganz angenehm sind. Ich weiß, wie wir das hinkriegen. Förster Blaffert, warten Sie bitte!"



12. „Vorhin im Wald haben wir einen großen Ameisenhaufen gesehen, Förster Blaffert. Nun wissen wir ja wie Ameisen aussehen, aber bei diesen hat uns die Größe und die Farbe doch etwas verwirrt. Hat das eine besondere Bedeutung?" „Ja, hier gibt es die Rote Waldameise." „Sind die schädlich, Förster Blaffert." „Im Gegenteil, sehr nützlich. Wartet, ich erkläre euch das genauer."



13. „Danke, Förster Blaffert, jetzt wissen wir Bescheid." „Dann hat sich der Spaziergang doch gelohnt. Vielleicht habt ihr noch Zeit. Ich bin gern bereit, euch von den Geheimnissen des Waldes mehr zu erzählen. Probiert meinen Himbeersaft. Nachher muß ich noch Unkraut jäten, o je." „Das Angebot nehmen wir gern an, Förster Blaffert."



14. „Was denn, waren hier Heinzelmännchen am Werk?" „Wer weiß, Förster Blaffert." „Na, jedenfalls haben sie mir ein großes Stück Arbeit abgenommen!" „Das freut uns, Förster Blaffert!"

Fortsetzung folgt



















FRÖSI-SPASS

Unser Käpt'n scheint über die Arbeitsweise seines Matrosen sauer zu sein. Aber Koko wird ihm schon etwas weismachen – und das im wahrsten Sinne des Wortes. Überlegt auf Käpt'n Lütts Frage eine lustige Antwort, schreibt sie auf eine Postkarte und schickt alles zusammen bis 30. März 1987 an Redaktion „Frösi", Kennwort: Schwarz und Weiß, Postschließfach 37, Berlin, 1056. „Frösi"-Spaß-Aufkleber liegen für die 200 ulkigsten Zuschriften bereit.



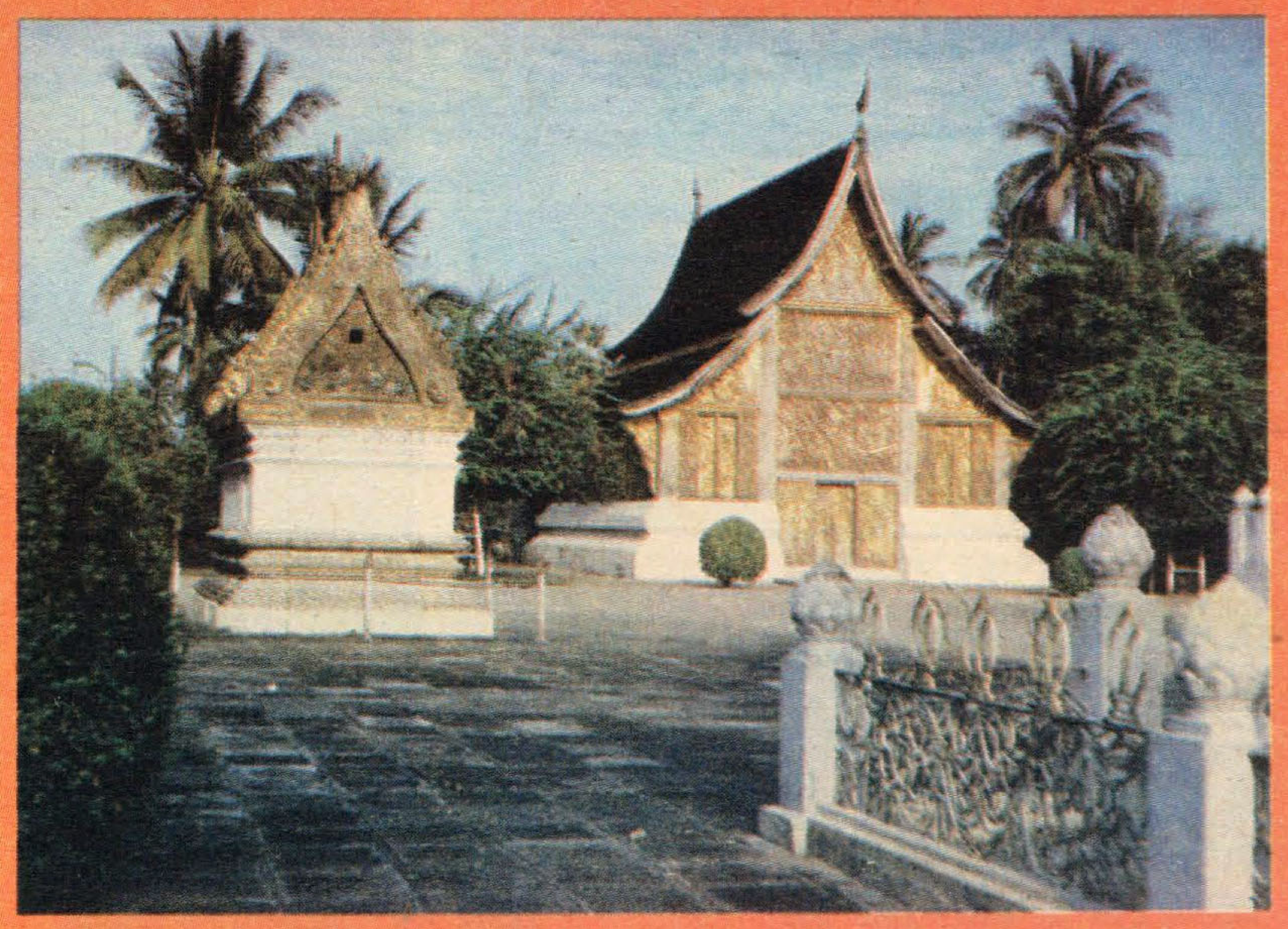
Sabaydi – Luang Prabang!

PETER BETHGE

5 000 Meter sind eine angemessene Höhe, die Schönheit einer Landschaft so richtig genießen zu können. Vorausgesetzt, es herrscht klare Sicht und Klärchen hat ihr Sonntagsgesicht aufgesetzt. Letzteres ist an diesem Oktobertag keine Frage, denn die Regenzeit – sie dauert von Mai bis September – ist gerade vorüber. Und so gibt unsere AN-26, die mich aus der Hauptstadt Vientiane in die 350 km entfernte alte Königsstadt Luang Prabang bringt, sicherlich einen reizvollen silbernen Kontrast zum sanften Himmelblau ab. Die vierzig Minuten Flugzeit werden auch späterhin sicherlich mit zu meinen denkwürdigsten Flugerlebnissen gehören. Die Passagiere dieser Maschine nämlich nehmen auf einer langen Sitzbank rechts und links im Rumpf des Flugzeuges Platz, in der Mitte wird die Bagage verstaut. Sie besteht in der Regel neben unzähligen Taschen, Netzen und Beuteln auch aus allerlei Viehzeug wie Hühnern, Fischen, Eidechsen oder auch Fröschen. Denn Luang Prabang hat einen großen Markt. Anstelle des Sicherheitsgurtes läuft über unseren Köpfen hinweg ein starkes Drahtseil. Daran halten, oder besser gesagt klammern, wir uns während Start und Landung ...

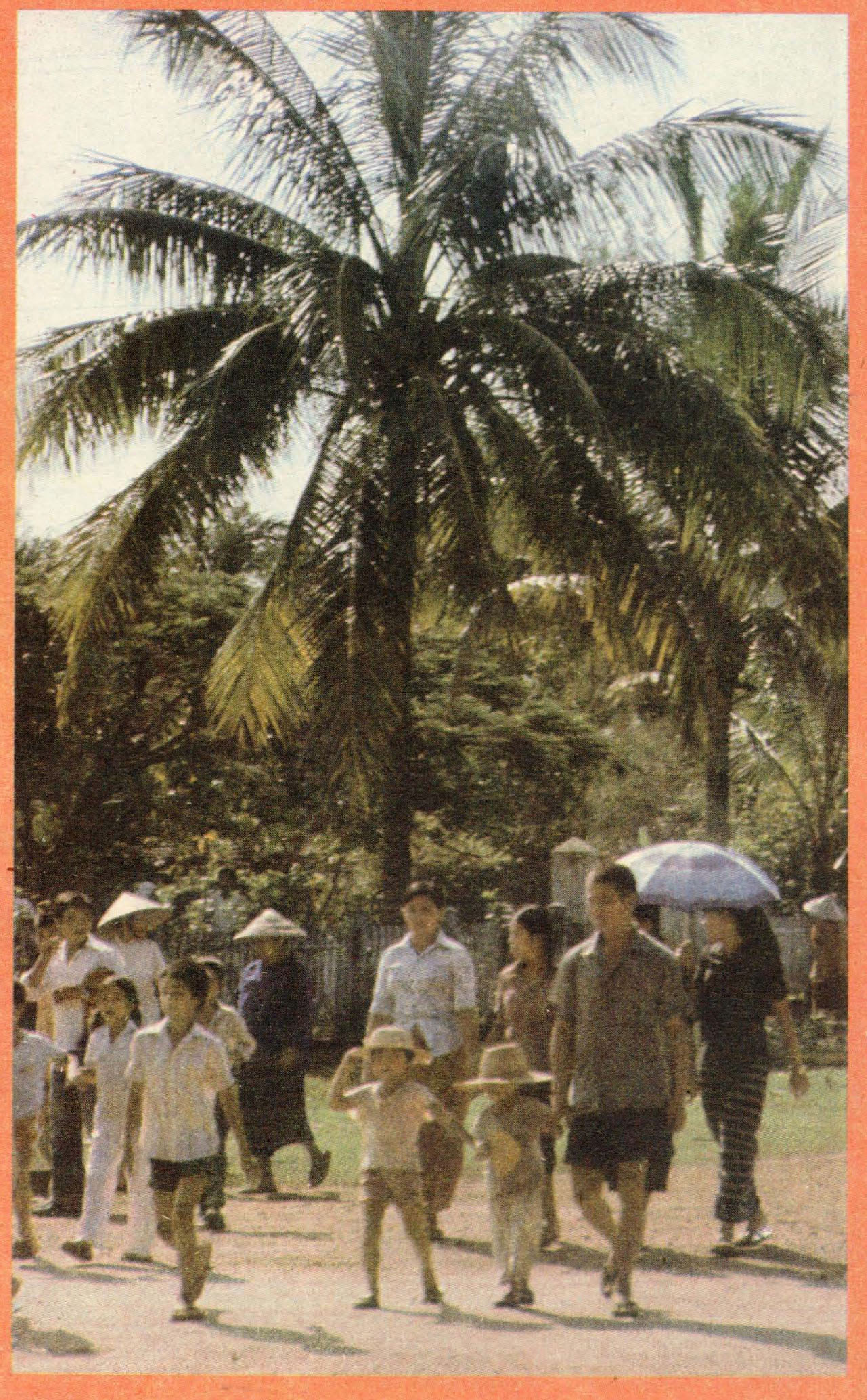
Rund 60 Prozent des laotischen Territoriums – also knapp 150 000 Quadratkilometer – sind mit Wald bedeckt. Die Beschaffenheit dieses Waldes reicht vom lichten Pinienwald über den Bambus- und Hochwald bis hin zum schier undurchdringlichen Dschungel. Dementsprechend ist auch das Farbspektrum, das sich mir, wie gesagt, in 5 000 m Höhe darbietet, unvergleichlich schön. Nach einer butterweichen Landung, die von den Fluggästen mit tosendem Beifall bedacht wird, rollt die Maschine aus, und ich betrete ehrwürdigen und traditionsträchtigen laotischen Boden.

Khamhoung Soultphon, der 1. Sekretär der Laotischen Revolutionären Volksjugend im Gebiet Luang Prabang, kommt in unserem Gespräch dann auch immer wieder auf diese wechselvolle Geschichte zurück. Vor allem auf jene Zeit, in der sich das Land anschickte, endgültig das Kolonialjoch abzuwerfen. Es war ein langer Weg bis zu jenem 2. September 1975, an dem die junge Republik am Mekong ausgerufen wurde. Und nicht weniger schwer waren die ersten Jahre des Aufbaus unter neuen Bedingungen, in denen es – man kann es ruhig so ausdrükken – ums Überleben ging. Die koloniale Hinterlassenschaft wie Hunger, Krankheit, Analphabetentum und erschreckend schwach entwickelte Produktionsverhältnisse schienen das Land zu erdrücken. Man stelle sich einmal vor: 85 Prozent aller Laoten waren 1975 des Schreibens und Lesens unkundig. Und vor 1945 hatten in Laos nur vier Leute eine Hochschulausbildung! So gehörte es 1975 zu den ersten Maßnahmen der Regierung, dem Analphabetentum den Kampf anzusagen. Es wurde unter dem Motto „Der Wissende muß leben, der Unwissende muß lernen" eine beispielhafte Kampagne eingeleitet, die 1985 ihren beeindruckenden Abschluß fand. Denn mit dem Schulbesuch für alle Kinder – auch der in den entlegensten Bergregionen – gehört das Analphabetentum in der VDRL der Vergangenheit an. Nach nur zehn Jahren Volksmacht

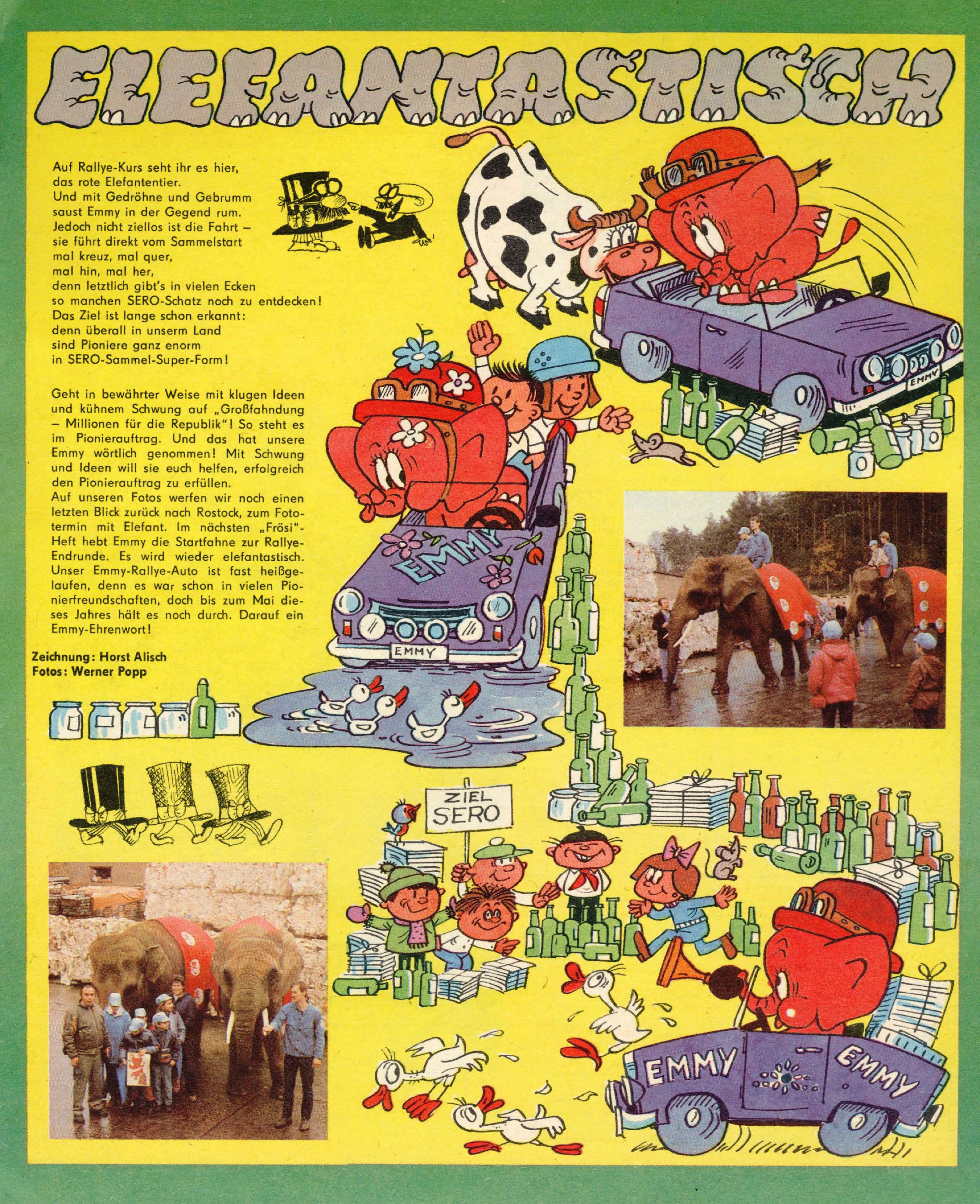




verfügt das Land heute über 5 000 Hochschulkader und 35 000 Fachschulabsolventen. Welche Leistung! Genosse Soultphon, übrigens stolzer Vater von acht Kindern, versäumt nicht, auch immer wieder auf die Leistungen der Pionierorganisation „2. September" hinzuweisen, die diese in den zehn Jahren ihres Bestehens bei der Umgestaltung des Landes vollbracht hat.
Etwas mehr als 69 000 Mitglieder hat die Organisation, knapp 600 davon leben in Luang Prabang. Der 1. Sekretär macht auf ein Problem aufmerksam, das zu keinem Moment aus den Augen gelassen werden darf: Die sozialistische Entwicklung der Republik am Mekong paßt den Feinden nicht. Sie versuchen mit allen Mitteln, alte Machtpositionen wiederzuerlangen. Sie zielen dabei immer stärker auf die ideologische Beeinflussung der Bevölkerung, besonders der Jugend. Die geographische Nähe des imperialistischen Thailands, von wo aus neben zahlreichen Sabotage- und Terrorakten auch die ideologische Diversion gesteuert wird, begünstigt die Verbreitung von Lügen per Rundfunk und Fernsehen.
Angesichts dieser Entwicklung hat die ideologische Arbeit unter der Jugend besonderen Stellenwert. Vielerorts muß noch unter spartanischen Bedingungen gelehrt und gelernt werden. Mit welcher Hingabe Lehrer und Schüler sich jedoch der Ausbildung widmen, ist schon beeindrukkend. Meine Gastgeber in Luang Prabang ermöglichen mir den Besuch eines 250 Einwohner zählenden Dschungeldorfes, in dem man an einer Mittelschule das Abitur nach elfjähriger Schulzeit erwerben kann. Die Schule, eine flache Holzbaracke, besteht aus fünf einfach eingerichteten Räumen, die insgesamt 63 Schülern (auch aus der Urwaldumgebung) Platz bietet. Acht Lehrer unterrichten die Schüler in Mathe, Sprachen, Schrift, Grammatik, Landwirtschaft, Chemie, Physik, Geographie, Geschichte. Wegen der großen Hitze – zur Zeit meines Besuches dort herrschten 35 Grad im Schatten – wird nur vier Stunden am Tag unterrichtet. Fünfzig Minuten Unterricht, zehn Pause. Benotet wird von 1 bis 10, wobei die 1 die schlechteste Note ist. In einer 8. Klasse wird mir eine kurze Hospitation ermöglicht. Geographie steht auf dem Stundenplan, und man behandelt gerade die Vegetation in Nordamerika. Das Kind der Lehrerin sitzt artig auf dem Lehrertisch und spielt mit einem Stück Lineal. Natürlich wird der akkurate Unterrichtsablauf durch meine Anwesenheit ein wenig durcheinandergebracht. Freundliche Gesichter, als ich mein Sabaydi – Guten Tag – darbringe, ausgelassene Fröhlichkeit, als ich erkläre, daß bei uns die Schüler die besten sind, die die meisten Einsen auf dem Zeugnis haben.
Während der zweistündigen Rückfahrt vom Dorf nach Luang Prabang, auf einem der zahlreichen Mekong-Boote, wundert mich die plötzliche Frage meines Dolmetschers und Freundes Bounchoo nach meinem konditionellen Befinden ein wenig, denn ich hatte die Umstellung vom herbstlich-nassen Wetter in Berlin auf die Tropenwärme in Laos ziemlich gut bewerkstelligt. Stunden später dann hatte ich begriffen, warum er die Frage gestellt hat, denn er wußte ja, was mich auf dem abendlichen Basi-Fest noch erwartete. Diese alte laotische Feierlichkeit hat tiefe historische Wurzeln, und sie findet immer dann statt, wenn jemand geehrt werden soll. Dieser Jemand an diesem Abend war ich, der Gast aus der befreundeten DDR. Zu diesem Zwecke wurde ein turnhallenähnliches Gebäude hergerichtet. Blumen, Musik, Ehrengäste aus der Stadt, spalierbildende Kinder, eine wunderschöne Blumenpyramide, behängt mit allerlei wundersamen Dingen, farbenprächtige Bastmatten auf dem Lehmfußboden. Auf selbige wurde ich unter starkem Beifall aller Anwesenden gebeten, um dann im Schneidersitz vor der Blumenpyramide zu verharren. Die urplötzlich eintretende Stille ließ meinen Atem stocken. Mir wird bedeutet, meine Handflächen gegeneinander zu legen, um der etwa fünf Minuten dauernden Andacht eines ehrwürdigen Alten zu lauschen. Diese war, wie mir mein Dolmetscher später erklärte, ausschließlich meinem Wohl und dem meiner Familie und meiner Freunde gewidmet. Danach brach ein unbeschreiblicher Jubel los. Junge und alte Menschen griffen immer wieder nach meinen Armen, um mir kleine weiße Wollfäden um die Handgelenke zu binden. Ich weiß nicht, wie viele dieser Fädchen sich nach ungefähr 20 Minuten an meinen Unterarmen befanden, denn beide Arme waren bis zu den Ellenbogen umwickelt. Die Musik setzte wieder ein, Süßigkeiten wurden gereicht. Aufforderung zum Tanz. Dieser Tanz vollzieht sich etwas anders als bei uns. Im rhythmischen Gang nebeneinander bewegt sich das Tanzpaar – zuerst immer der Gast mit der Schönsten aus dem Saale – im Kreis, wobei das Wichtigste die kunstvoll geschwungenen Handbewegungen sind. Nach der ersten Runde schließen sich dem ersten Tanzpaar die weiteren Paare an. Zwischendurch immer wieder Leute, die dem Gast die Arme streicheln. Und immer wieder tanzen, tanzen tanzen. O ja, die Frage nach der Kondition war schon berechtigt. Der Brauch will, daß die weißen Wollfädchen so lange an den Armen bleiben, bis der Träger das erste Mitglied seiner Familie sieht, erst dann bringen sie ein Leben lang Glück. In meinem Falle wäre das mit zwei Wochen Wartezeit verbunden gewesen, denn dann erst flog ich nach Berlin. Zwei Wochen, jeden Tag um die 35 Grad, und dann diese Pulswärmer! Mit asiatischer Höflichkeit wurde mir eine Sondergenehmigung ausgesprochen. Ich durfte, bis auf drei dünne Fäden an jedem Handgelenk, die anderen entfernen. Diese sechs aber habe ich bis zu meinem Wiedersehen mit meiner Frau an den Armen gelassen ...



Fotos: Peter Bethge



ELEFANTASTISCH

Auf Rallye-Kurs seht ihr es hier,
das rote Elefantentier.
Und mit Gedröhne und Gebrumm
saust Emmy in der Gegend rum.
Jedoch nicht ziellos ist die Fahrt –
sie führt direkt vom Sammelstart
mal kreuz, mal quer,
mal hin, mal her,
denn letztlich gibt's in vielen Ecken
so manchen SERO-Schatz noch zu entdecken!
Das Ziel ist lange schon erkannt:
denn überall in unserm Land
sind Pioniere ganz enorm
in SERO-Sammel-Super-Form!

Geht in bewährter Weise mit klugen Ideen und kühnem Schwung auf „Großfahndung – Millionen für die Republik"! So steht es im Pionierauftrag. Und das hat unsere Emmy wörtlich genommen! Mit Schwung und Ideen will sie euch helfen, erfolgreich den Pionierauftrag zu erfüllen.
Auf unseren Fotos werfen wir noch einen letzten Blick zurück nach Rostock, zum Fototermin mit Elefant. Im nächsten „Frösi"-Heft hebt Emmy die Startfahne zur Rallye-Endrunde. Es wird wieder elefantastisch. Unser Emmy-Rallye-Auto ist fast heißgelaufen, denn es war schon in vielen Pionierfreundschaften, doch bis zum Mai dieses Jahres hält es noch durch. Darauf ein Emmy-Ehrenwort!

Zeichnung: Horst Alisch
Fotos: Werner Popp

Kalter Schnee – Heißer Tee!

Kräuter als Hustenschreck und Pickelbremse
Korbine empfiehlt:

Zeichnung: Ulrike Braun

KAMILLENTEE: „Schnupfenschreck"

Seit Jahrhunderten wird die Kamille als Heilkraut gepriesen. Sie pflegt Haut und Haar und beruhigt den empfindlichen Magen. Wenn sich in ihr noch A- und C-Vitamine treffen, wird sie zum knallharten Boxhandschuh gegen Schnupfenbazillen. In den „Schnupfenschreck" gehören: eine Tasse aufgebrühte Kamille, ein kräftiger Schuß Sanddornsaft, Apfelsinenstückchen, ein Teelöffel Zitrone und Zucker.



HAGEBUTTENTEE: „Schwimmender Eisberg"

Hagebuttentee ist der „heiße Hit" gegen Erkältungen und Frühjahrsmüdigkeit! Getrocknete Früchte fünf Minuten kochen, eine Stunde ziehen lassen und abseihen. Bei fieberhafter Halsentzündung gut gekühlt mit Zitronenscheiben und Zucker trinken. Auf dem Wege der Besserung gibt es dann einen Klacks Vanille- oder Zitroneneis als „schwimmenden Eisberg" ins Glas. Lecker!



LINDENBLÜTENTEE: „Apfeltraum"

Die Linde liefert einen der beliebtesten Kräutertees. Seine schweißtreibende Wirkung hilft uns, Erkältungen auszuschwitzen. Wer ihn regelmäßig trinkt, stärkt seine körpereigenen Abwehrkräfte und macht der Grippe im Anfang schon einen dicken Strich durch die Rechnung. Korbines Lieblingsrezept mit Lindenblütentee heißt „Apfeltraum". Pro Tasse zwei Teelöffel Lindenblüten, 20 Minuten ziehen lassen und abseihen. Nun einen guten Schuß Apfelsaft, Zitronensaft und Zucker in den Tee. „Apfeltraum" schmeckt heiß und kalt unterm Lindenbaum!

BRENNESSELTEE: „Putzmunter"

Angst vor der Brennessel? Keine Sorge! Als Tee ist sie friedlich. Jung gepflückt, frisch gehackt und pro Tasse drei Teelöffel davon aufgebrüht. Die Wirkung? Brennesseltee entschlackt das Blut und macht putzmunter! Korbine empfiehlt eine Frühjahrskur: täglich drei Tassen, solange die Nesseln noch jung und zart sind. Mancher von euch wird staunen, denn eine bessere Pickelbremse gibt's nicht!



SCHAFGARBENTEE: „Korbinchen"

Habt ihr im Sommer Schafgarbe gesammelt? Dann gönnt eurer Gesundheit ein Appetitfest! Schafgarbe wird mit zwei Teelöffel Blüten pro Tasse aufgebrüht und sollte 20 Minuten ziehen. Schafgarbentee „Korbinchen" wird mit einem dicken Schuß Erdbeersirup, einem Eßlöffel Zitronensaft und Zucker nach Geschmack gewürzt.



FENCHELTEE: „Schlummertrunk"

Husten und Heiserkeit fürchten den Fenchel! Doch nicht nur deshalb gibt es unter den Kräuterteetrinkern so viele Fenchel-Fans. Fenchel ist mild und aromatisch und schmeckt auch ohne Schnupfen. Der „Schlummertrunk", nach dessen Genuß ihr auch bei Bronchialkatarrh nachts prima durchschlafen könnt, wird so zubereitet: 1 bis 2 Teelöffel Fenchelsamen mit heißer Milch überbrühen, knapp 10 Minuten ziehen lassen und abseihen. Die Fenchelmilch reichlich mit Honig süßen und warm trinken. Gute Nacht!



oniermagazin „Fröhlich sein und singen". Ausgezeichnet mit dem Vaterländischen Verdienstorden Silber, der Artur-Becker-Medaille in Gold, der Medaille der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" in Gold, der Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und er Medaille der Pionierorganisation des SSM in Gold. – Chefredakteur: Dipl.-Päd. Wilfried Weider, stellv. Chefredakteur: Dipl.-Gewi. Walter Stohr, Redaktionssekretär: Dipl.-Gewi. Christine eier, Gestalter: Vera Kruse, Chefreporter: Ralf Kegel, Redakteure: Ulla Brocke, Frank renzel, Manfred Heilmann, Marita Kloss, Annegret Kobow, Lotti Simon, Annette Schlegel, nnerose Zehmisch, Sekretariat: Helga Wulff. – Redaktionskollegium: Hans-Joachim Graf, Dr. laus Herde, Prof. Dr. Jürgen Polzin, Dr. Christine Lost, Dipl.-Päd. Dieter Wilkendorf, Friedrich ühne, Fred Petzold, Richard Hambach, Günter Dorst, Prof. Dr. Gerhard Misgeld, Dipl.-Gewi. isabeth Richter, Margit Mahlke, Doris Weißflog, Prof. Dr. Reinhard Mocek, Dipl.-Päd. Reinhold ottky, Klaus Rebelsky, Günther Feustel, Hans-Joachim Riegenring, Hansgeorg Meyer, Dr. Gisela esely, Ehm Kurzweg, Dipl.-Päd. Gerhard Kirner, Dr. Käthe Sima-Niederkirchner, Dieter Merzdorf, Dieter Schönherr, Sybille Durian – Wissenschaftlich-technischer Beirat: Horst Alisch, Ing. Kar Bartusch, Dipl.-Ök. Harald Drasdo, Ing.-Ök. Heinz Görner, O.-Ing. Gunter Giersch, Ing. Jochen Dietzmann, Ing.-Ök. Manfred Kutschick, Dipl.-Ing. Erich Schulz, Dr. Peter Lobitz, Dipl.-Ing. Han Mauersberger, Dipl.-Ök. Gerhard Meinke, Albrecht Camphausen, Ing.-Ök. Werner Ondracek, Gerhard Tscharnke, Ing. Klaus Barthel, Dr.-Ing. Harry Förster, Rolf Philipp, Ing. Brigitte Barth, Regin Brauns, Otto Weber. Sitz der Redaktion „Fröhlich sein und singen" im Verlag Junge Welt, 108 Berlin, Mauerstraße 39/40. Postanschrift: „Frösi", PSF 43, Berlin, 1026. Fernruf 2 23 30. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend über Verlag Junge Welt. Verlagsdirektor: Manfre Rucht. Die Zeitschrift erscheint monatlich. Abonnementpreis: 0,70 M. Bezugszeitraum monatlich Art.-Nr. 500 501. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden de Ministerrates der DDR. – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, 801 Dresden, Julian-Grimau-Allee. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Quellenangabe und Zustimmung der Redaktion.
Redaktionsschluß: September 19